



22. Heft | 2. November 1916

MAX SCHIPPEL · DER DESPOT DES WELTMARKTS



AS scharfgeprägte Kampfwort, das Marx und Engels in den revolutionären vierziger Jahren gern gebrauchten, fängt an auch bei Sozialisten der Gegenwart rascher in Umlauf zu kommen. »England wird der Despot der Welt werden«: schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts fand dieses zugleich wehrlos entsagende und enttäuscht grollende Urteil des Ministerkardinals Bernis erklärlicherweise vielfache Zustimmung in dem weltpolitisch überall in die zweite Reihe zurückgedrängten Frankreich, das schon im Frieden von Utrecht /1713/ Neufundland, Neuschottland und die Hudsonbai, die unerschöpflichsten Fischereigründe und die reichsten Pelzlieferegebiete, hatte opfern müssen, das jedoch weiter in Canada und Louisiana, im Indischen Ozean und auf dem ostindischen Festland selbst in Friedenszeiten unablässig den bohrenden und zersetzenden Druck der gefährlichen britischen und britischkolonialen Nachbarschaft spürte, und das sich sehr bald nach dem Siebenjährigen Krieg /1756 bis 1763/ gezwungen sah ganz vom nordamerikanischen Kontinent zu verschwinden, Teile des glänzenden westindischen Inselbesitzes preiszugeben und vor allem auf die, durch Duplex eröffneten, schier unermesslichen Aussichten in Ostindien zähneknirschend Verzicht zu leisten. Im großen Napoléonischen Zeitalter, während der letzten und riesenhaftesten Auseinandersetzung zwischen französischer und britischer Welt- und Kolonialvormacht, hat sich alsdann das geflügelte Wort in allen Volksschichten Frankreichs eingelebt. Durch ihre aufsehenerregendsten Manifeste verhalf ihm die französische Regierung eine Zeitlang zu international allgemeinsten Anerkennung. Und auch die Marx-Engelssche Anwendung fiel zu ihrer Zeit mit einer gleichlaufenden starken öffentlichen Strömung im bürgerlichen Deutschland zusammen, die in der Handelspolitik des unbehilflich schwerbeweglichen Zollvereins erstmals einer größern nationalwirtschaftlichen Unabhängigkeit und Selbständigkeit zustrebte, und die sogar bereits mit den ersten wunderblumenblauen Träumen von deutscher Seegewalt und einem deutschen Kolonialreich umwoben war.

Von einer sachlich belanglosen Redebüte, von einem unbeabsichtigten zufälligen zeitweiligen Zugeständnis an tagespolitische Lieblingswendungen wird man gerade angesichts dieser Äußerungen bei Marx und Engels kaum sprechen dürfen. Denn in den vielbeachteten Vorträgen im Brüsseler Arbeiterverein über Lohnarbeit und Kapital war als abschließende dritte der 3 großen Abteilungen (nach der Entwicklung des grundlegenden allgemeinen Lohngesetzes und nach der Darstellung des unaufhaltsamen Mittelstandsunterganges) »die kommerzielle Unterjochung und Aus-

beutung der Bourgeoisiklassen der verschiedenen europäischen Nationen durch den Despoten des Weltmarkts: England« programmatisch vorgesehen.¹⁾ Vorher, im Sommer 1848, hatte die Neue Rheinische Zeitung England als eine der konterrevolutionärsten Mächte Europas gebrandmarkt: es fürchte die deutsche Revolution und ihre erste Folge, die deutsche Einheit und die damit zum Sieg gelangende großbürgerliche handelspolitische Schutzzoll- und Unabhängigkeitsbewegung, »weil der deutsche Markt dadurch seiner Exploitation entzogen wird.«²⁾ In dem Neujahrsüberblick 1849 wird von der »industriellen und kommerziellen Weltherrschaft Großbritanniens« abermals behauptet: das Land, das mit seinen Riesenarmen die Welt umspannt halte, »verwandle ganze Nationen in seine Proletarier«:

»England scheint der Fels, an dem die Revolutionswogen scheitern, das die neue Gesellschaft schon im Mutterschoße aushungert. England beherrscht den Weltmarkt. Eine Umwälzung der nationalökonomischen Verhältnisse in jedem Lande des europäischen Kontinents, auf dem gesamten europäischen Kontinente ohne England, ist der Sturm in einem Glase Wasser. Die Verhältnisse der Industrie und des Handels innerhalb jeder Nation sind beherrscht durch ihren Verkehr mit anderen Nationen, sind bedingt durch ihr Verhältnis zum Weltmarkt. England aber beherrscht den Weltmarkt, und die Bourgeoisie beherrscht England.«³⁾

Was hier mit etwas gewagten Schlußfolgerungen über Verwandlung ganzer Nationen in Englands Proletarier gesagt wird, hatte Marx schon in seiner Brüsseler Freihandelsrede zu einer ätzenden Kritik gegen die scheinbar so friedfertig-altruistische englische Freihandelspolitik und ihre theoretisch-wirtschaftspazifistische Verhimmelung benutzt:

»Wir haben gezeigt, was die Brüderlichkeit ist, welche der Freihandel [die freie Konkurrenz] zwischen den verschiedenen Klassen ein und der selben Nation hervorruft. Die Brüderlichkeit, welche der Freihandel zwischen den verschiedenen Nationen der Erde stiften würde, wäre durchaus nicht brüderlicher; die Ausbeutung in ihrer kosmopolitischen Gestaltung mit dem Namen der allgemeinen Brüderlichkeit bezeichnen ist eine Idee, die nur dem Schoß der Bourgeoisie entspringen konnte. Alle destruktiven Erscheinungen, welche die freie Konkurrenz im Innern eines Landes zeitigt, wiederholen sich in noch riesigerem Umfange auf dem Weltmarkt . . . Wenn die Freihändler nicht begreifen können, wie ein Land sich auf Kosten des andern bereichern kann, so brauchen wir uns darüber nicht zu wundern, da die selben Herren noch weniger begreifen wollen, wie innerhalb eines Landes eine Klasse sich auf Kosten der andern bereichern kann.«⁴⁾

Die schneidendste Schärfe jedoch gewinnt dieser vielfach wiederholte handelspolitische Protest und Weckruf wohl in dem Leitartikel der Neuen Rheinischen Zeitung vom 1. August 1849. Die Kölnische Zeitung hatte alle »Monopols«wirtschaft zu geißeln versucht, damit freilich nur die »durch Gesetze gemachten« Monopole, in erster Linie den staatlichen Zollschutz zugunsten der heimisch-nationalen Produktionen treffen wollen. In der innern Ausbeutung, von Klasse zu Klasse, erwidert darauf das Marx-Engelssche Blatt, handle es sich für die moderne Wirtschaft kaum irgendwo noch um künstlich-gesetzliche Vorrechte; gerade aus der rechtlich schrankenfreien Konkurrenz, in diesem Fall zwischen Kapital und Arbeit, wachse die alleruneingeschränkteste Ausbeutung hervor. Sei es bei dem

¹⁾ Siehe Marx *Lohnarbeit und Kapital*, Separatabdruck aus der Neuen Rheinischen Zeitung vom Jahre 1849 /Berlin 1891/, pag. 12.

²⁾ Siehe Marx und Engels *Gesammelte Schriften 1841 bis 1850*, 3. Band /Stuttgart 1902/, pag. 191.

³⁾ Siehe Marx und Engels, loc. cit., pag. 231.

⁴⁾ Siehe Marx *Das Elend der Philosophie /Stuttgart 1885/*, Anhang II: Rede über die Frage des Freihandels, pag. 207 f.

kapitalistisch freien Wettbewerb zwischen einer wirtschaftsältern und -stärkern Nation und den wirtschaftsjüngeren und -schwächeren Nationen etwa anders? Gelange man auf diesem Weg nicht gleichfalls zu einer neuen kapitalistischen Despotie, auf dem Weltmarkt und von Volk zu Volk? »Dies Monopol des Kapitals wird aber mächtiger, allumfassender, drohender in dem selben Maß als die übrigen kleinen und lokalen Monopole schwinden. Je freier die Konkurrenz durch die Beseitigung aller Monopole, desto rascher konzentriert sich das Kapital in den Händen einer industriellen Feudalität, desto rascher wird die kleine Bourgeoisie ruiniert, desto schneller unterjocht das Land des Kapitalmonopols, England, die umliegenden Länder seiner Industrie. Hebt die [durch Zollschutz und damals auch noch durch weitergehende Handelseinschränkungen bewirkten] Monopole der französischen, deutschen, italienischen Bourgeoisie auf, und Deutschland, Frankreich, Italien sinken herab zu Proletariern gegenüber der alles absorbierenden englischen Bourgeoisie. Den Druck, den der einzelne englische Bourgeois ausübt auf den einzelnen englischen Proletarier, den selben Druck wird dann die gesamte englische Bourgeoisie ausüben über Deutschland, Frankreich und Italien, und wer namentlich darunter leidet, wird die kleine Bourgeoisie dieser Länder sein. Das sind Trivialitäten, die man heutzutage niemandem mehr auseinandersetzen darf, ohne ihn zu beleidigen — ausgenommen die gelehrten Herren von der Kölnischen Zeitung . . . In der Tat, die Bourgeoisie des Landes auch ins Proletariat herabdrücken, das ist ein Mittel zur Ausgleichung der Klassengegensätze, würdig der Kölnischen Zeitung.«⁷⁾



OLCHE Anschauungen, wie sie tatsächlich mehr und mehr für die Ausgestaltung der gleichzeitigen deutschen Zollvereinspolitik maßgebend wurden, sind damals freilich noch lange nicht Gemeingut der vorerst noch spärlich gesäten deutschen Arbeiterklasse, obwohl wir in den hervorragendsten deutschen Industrievieren auf eine ähnliche Denkweise gar nicht so selten stoßen: viel häufiger sogar als später in der Zeit der Vorherrschaft freisinnig-manchesterlicher handelspolitischer Oppositionsrichtungen auch unter den sonst längst vom Freisinn abgeschwenkten reichsdeutschen Industriearbeitern. Gemeingut ist in den vierziger Jahren die erwähnte englandgegnerische Anschauung höchstens für die politisch reifsten, damals politisch und wirtschaftlich ungemein rührigen Kreise des Großbürgertums, der Großindustrie, vor allem des deutschen Südens und Westens in Verbindung mit einigen einflußreichen Schichten des Großhandels, soweit er nicht, wie in Hamburg und Frankfurt, ganz zum Trödler des englischen Absatzes herabgesunken war: während der im lauten agitatorischen Alltagslärm überwiegende kleinbürgerliche Massenradikalismus ganz und gar darin aufging mit der für ihn offenbar viel dringenderen deutschen Schicksalsfrage der Miliz, der Republik und des Kirchenaustritts auf Tod und Leben zu ringen.⁸⁾ Die erste große nationale Einheits- und Unabhängigkeitsbewegung war demgemäß in Deutschland, von der bloßen schönen Literatur und Kunst abgesehen, eine wirtschaftlich-handelspolitische. Sie bezog sich auf die deutsche Produktion und Industrie. Sie verkörperte sich im Zollverein, und ihre stetige Erstarkung war zugleich eine fortschreitende Emanzipation vom englischen Übergewicht.

⁷⁾ Neben anderen hierher gehörigen Kundgebungen der frühesten deutschen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung (vor allem des industriellen Westens) ausführlicher wiedergegeben in meinen Grundzügen der Handelspolitik /Berlin 1902/, pag. 344 ff.

⁸⁾ Schon in Marx Revolution und Konterrevolution in Deutschland (Übersetzung und Neuausgabe /Stuttgart 1896/, pag. 6) heißt es mit Recht: »Sicherlich waren der preußische Schutzzolltarif von 1818 und die Bildung des Zollvereins für die Kaufleute und die Industriellen Deutschlands bedeutend mehr wert als das zweifelhafte Recht in der Kammer irgendeines Duodezstaates Ministern ihr Mißtrauen auszudrücken, die über derartige Abatimmungen lachten.«

Aus der Geschichte des deutschen Zollvereins kennt man die Erschwernisse, die seinem äußern und innern Fortschreiten durch die bald roh umfassende bald listig ränkespinnende englische Politik bereitet wurden: die Einschüchterungen und Erpressungen, die oft genug selbst gegen die leitenden Zollvereinsregierungen zur Anwendung kamen, die Umwerbungen, mit denen man scheinsoveräne Kleinstaatsregierungen durch handelspolitische Abmachungen gewöhnlich im letzten Augenblick vertragsmäßig zu fesseln suchte, um sie vor dem Anschluß an die bedenkliche Neubildung oder vor sonstigen, für England mißliebigen, für das Zollvereinsgedeihen unentbehrlichen Entscheidungen zu bewahren. Gar nicht selten durchbrauste angesichts solcher immer wiederkehrender demütigenden Erfahrungen ein Sturm des Unwillens die deutschen Länder, vor allem die wirtschaftlich führenden Kreise der Industrie. In diesem Sinn schreibt beispielsweise 1847 ein alter Liberaler in Weils Konstitutionellen Jahrbüchern:

»Ihr Toren, die ihr hofft eine deutsche Flagge ehrfurchtgebietend von der Nordsee über alle Meere sich ausdehnen zu sehen; ihr Unbesonnenen, die ihr schon laut davon redet die deutsche Industrie auf fremden Märkten in erfolgreichem Wettstreit mit der britischen einzuführen; ihr unpolitische Politiker, die ihr, in Deutschlands Interesse . . . mit den transatlantischen Ländern freisinnige Handelsverträge, unsere eigene Schifffahrt und Industrie begünstigend, abgeschlossen wissen wollt; ihr Männer der praktischen Tat, die ihr Triest zum Emporium des levantinischen Handels; ihr, die ihr Bremen zum Vermittlungspunkt Deutschlands mit den großen, freien Vereinigten Staaten der neuen Welt umschafft . . ., seht ihr nicht, wie sorgsam die englische Politik Brennstoffe aufsammt, um einen guten Krieg herbeizuführen, der eure Pläne wie eure Schöpfungen am ersten Tage vernichten wird auf Jahrhunderte? . . . Die Industrie, der Handel Deutschlands bedürfen des Friedens. Kommen politische Stürme, treten europäische Krisen ein, so ziehen sich natürlich die ohnehin bei uns nur sparsam gesammelten Kapitalien vollends von der Industrie zurück, der Zollverein verliert alle Wirkung nach außen, und die Hoffnung ihn die Nordsee erreichen zu sehen ist auf lange Zeit vertagt, vielleicht auf ewig vernichtet. Darum braucht England eine tüchtige kontinentale Verwirrung . . . So hat auch in der auswärtigen Politik das Whigkabinett auf nah und fern keinen Anflug von der philanthropischen Idee das liberale Prinzip als solches und seines innern Wertes wegen in fremden Landen zu unterstützen. Es ist für die Partei, welche ihm gute Handelsverträge zusichert, es ist gegen jede, welche die Industrie, die Gewerbe und besonders die Schifffahrt des eigenen Vaterlandes zu heben, empor zu bringen trachtet. Das letztere namentlich ist in den Augen seines Repräsentanten nach außen, des Viscount Palmerston, ein unverzeihliches, nie schwer genug zu ahndendes Verbrechen.«⁷⁾

Die ganze Listsche, an eigenartigen Köpfen überraschend reiche Schule von wirtschaftspolitischen Theoretikern und Praktikern ist eine fortlaufende bewußte Auflehnung gegen die britischen Anmaßungen; und was, zweifellos unter starkem Eindruck jener großindustriellen Strömungen⁸⁾,

⁷⁾ Siehe Herzensergießungen eines alten Liberalen über die Palmerstonsche Politik, in den Konstitutionellen Jahrbüchern, 1847, pag. 313 ff.

⁸⁾ Über diese gegenenglischen Strömungen und über den Parallelismus zwischen damaliger Zollvereins- und späterer Flottenvereinsbewegung siehe meine, in Note 5 zitierten Grundzüge der Handelspolitik, das ganze 2. Kapitel: Der Industrieschutz in Deutschland, und besonders pag. 104 f.: »England, das doppelzüngige und egoistische, das ist der Feind! Dieser Ruf, den man auch anderwärts und später so oft vernimmt, wo schwache nationale Industrien ihrer vollen Reife und Selbständigkeit zustreben (der auch heute wieder überall erschallt, wo seefahrende und kolonisierende Nationen ihre klägliche Abhängigkeit von englischen Etappenstraßen und Handelstationen, ihre Ohnmacht gegenüber dem in allen Ozeanen und Erdteilen allgegenwärtigen englischen Weltreich zähneknirschend fühlen), dieser Ruf ward damals zum Lösungswort der erwachenden deutschen Bourgeoisie . . . Bei aller Abneigung gegen die englische Handelspolitik bleibt England doch das bestehende Ideal, dem man nachiefert. Während die politisierenden deutschen Kleinbürger, deren Geist später über der deutschen Revolution von 1848 schwebte, sich am kantönlirepublikanischen Zukunftsstaate begeisterten, strebten die geistigen Wortführer der Industriebourgeoisie einer deutschen Zukunft zu, für die das stolze, gewerblustige und meerbeherrschende Albion das unverkennbare Vorbild war.«

Marx und Engels in ihrer besondern Sprechweise gern »Proletarisierung« von Nation zu Nation nennen, erscheint bei Friedrich List, dem Hauptvertreter dieser ganzen Richtung, als künstliche Niederhaltung in der Armut und Enge des reinen (oder doch industriell sehr wenig entfalteten) Agrikulturstaats, und zur Abschüttelung eines solchen Joches und Zustandes sind ihm, neben der großgewerbefördernden Zoll- und Verkehrspolitik, alle erfolgversprechenden und wirtschaftsbefreienden Mittel recht:

»Ein Krieg, der den Übergang des Agrikulturstaats in den Agrikulturmanufakturstaat befördert, ist daher ein Segen für eine Nation, wie der Unabhängigkeitskrieg der nordamerikanischen Freistaaten, trotz der ungeheueren Aufopferungen, die er erforderte, ein Segen für alle künftigen Generationen geworden ist. Ein Friede aber, der eine zur Entwicklung einer Manufakturkraft berufene Nation wieder in den bloßen Agrikulturstand zurückwirft, wird ihr zum Fluch und ist ihr ohne allen Vergleich schädlicher als der Krieg.«⁹⁾



IESE nationalwirtschaftliche Emanzipation, die Schaffung einer, fremden Einflüssen entzogenen breitem, modernern heimischen Produktionsgrundlage kann bei allen heutigen Großstaaten als erreicht und abgeschlossen gelten. Der einstige Anspruch Englands auf ein Recht allein die Werkstätte der Welt für einen stetig sich ausdehnenden Ring von kümmerlichen Ackerbaustaaten zu bilden ist überall, in Amerika und auf dem europäischen Festland, an der Stärke der Volksbewegungen für ein eigenes hochentwickeltes Industriebien gescheitert.

Diese Emanzipation harret jedoch noch immer ihrer Erfüllung, soweit für alle großen nichtenglischen Gemeinwesen die gleichberechtigte Anteilnahme an dem überseeischen Verkehr und an der überseeischen Kolonisationsbetätigung in Frage kommt. Quer durch alle Welt- und Binnenmeere, längs allen Küsten und Welthandelsstraßen, über das Innere aller nicht-europäischen Erdteile zieht sich eine ununterbrochene, lückenlose Kette von britischen Inseln, Stationen und Häfen, von Schutzgebieten und ganzen Reichen, von überragenden Machtstützpunkten jeder Art. Diese britisch beherrschten Seefahrtsgebiete bleiben für den Weltverkehr offen, solange dies dem Willen der einen europäischen Zentralgewalt zusagt. Sie schließen sich absperrend und vernichtend wie von selber, soweit Nationen in Konflikt mit erheblicheren englischen Interessen geraten. Selbst bei äußerlichem Frieden reicht dieses weitverzweigte, kunstvoll verschlungene Netzwerk aus: zuwiderlaufende fremdnationale Interessen, im Gefühl ihrer verhältnismäßigen Ohnmacht, auszuschalten und zu jedem beliebigen Einlenken zu zwingen. Die internationale Rechtlosigkeit der jüngeren aufstrebenden Völker ist hier noch immer so grenzenlos, die Willkürherrschaft der ältern Vormacht noch immer so uneingeschränkt und so wenig durchbrochen, daß es für Marx heute noch nach wie vor naheliegen würde »die kommerzielle Unterjochung und Ausbeutung der Bourgeois Klassen der verschiedenen europäischen Nationen durch den Despoten des Weltmarktes, England« zu schildern und in der Abschüttelung dieses despotischen Joches zugleich ein Interesse der internationalen Arbeiterbewegung zu erblicken.

Allerdings, selbst dieser Despotismus wurde im Lauf der Jahrzehnte und Menschenalter allmählich gemildert: durch das Heranwachsen zahlreicher und

⁹⁾ Siehe List Das nationale System der politischen Ökonomie, Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand /Jena 1910/, pag. 277 f.

nicht unbeträchtlicher nationaler Flotten. Zwar vermochte keine, auch nicht die größte, in ihrer Vereinzelnung eine Wendung zum Bessern einzuleiten. In ihrem Nebeneinander lassen sie jedoch Koalitionen und Gruppierungen denkbar erscheinen, mit denen, durch Nachgiebigkeit, England jeden ernstlichen Zusammenstoß vorbeugend zu vermeiden suchen würde, oder die im Notfall dem Zusammenstoß tatsächlich gewachsen wären. »Jeder neue Dreadnought, der in Brasilien, in Argentinien, selbst in Japan auf Stapel gelegt wird, von Österreich und Italien nicht zu reden, fördert die Freiheit der Meere. In einigen Jahren wird vielleicht die Türkei Anstalten treffen in die Reihe der Seemächte einzutreten. Je größer der Kreis dieser wird, um so mehr verringert sich das relative Übergewicht der englischen Flotte, desto weniger kann Großbritannien Anspruch auf die unbedingte Herrschaft zur See machen. Dieser Anspruch wird an der harten Logik der Tatsachen zerschellen.« So schlußfolgerte im Jahr 1910 ein demokratisch unverdächtig Beurteiler, Oberst Gädke.¹⁰⁾ Und im Nauticus von 1912 hieß es: »Wir sind Zeugen der gewaltigen Anstrengungen, die England der Versuch kostet nur in dem kleinen Nebenmeere der Nordsee seine Suprematie zu wahren; selbst das Mittelmeer hat es jetzt unter Darangabe alter Überlieferungen von Linien Schiffen entblößt, um an der einen Stelle noch beherrschend dazustehen. Die unbestrittene und stillschweigend anerkannte Herrschaft der britischen Flagge auf allen Meeren aber, wie sie mehrere Menschenalter hindurch bestand, ist seit geraumer Zeit schon keine Wirklichkeit mehr und wird es nie wieder sein, auch dann nicht, wenn es England gelänge den einen oder andern seiner Nebenbuhler zu Boden zu schlagen. Nicht ein einzelner Staat hat diesen Wandel heimtückisch herbeigeführt, sondern überall auf dem Erdenrund haben sich neue, junge Kräfte ans Licht gedrängt, die Geltung in der Welt heischen und heischen müssen, wollen sie nicht verkümmern. Wenn eine solche geschichtliche Umgestaltung nicht ohne Krisen vor sich geht, wenn das englische Volk diese Wandlung der Weltlage nicht ohne weiteres anerkennen will, wird das niemand wundernehmen. Wohl scheint es manchmal, als bereite sich auch in der englischen Anschauung ein Wandel vor. Noch aber haben die Strömungen und Stimmungen des Unmutes über angeblich geraubte Rechte die Oberhand: Deutschland hat mit ihnen zu rechnen.«¹¹⁾

Schließlich ist es im Wesen der selbe Grundgedanke, der den sich folgenden deutschen Flottengesetzen unter Wilhelm II. und Tirpitz zugrunde lag, und der in der Begründung des Entwurfs von 1900 seinen (vielenstellten und dennoch vorbildlichen) Ausdruck fand:

»Um unter den bestehenden Verhältnissen Deutschlands Seehandel und Kolonien zu schützen, gibt es nur ein Mittel: Deutschland muß eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird. Zu diesem Zweck ist es nicht unbedingt erforderlich, daß die deutsche Schlachtflotte ebenso stark ist als die der größten Seemacht, denn eine große Seemacht wird im allgemeinen nicht in der Lage sein ihre sämtlichen Streitkräfte gegen uns zu konzentrieren. Selbst wenn es ihr aber auch gelingt uns mit größerer Übermacht entgegenzutreten, würde die Niederkämpfung einer starken deutschen Flotte den Gegner doch so erheblich schwächen, daß dann trotz des etwa erlangenen Sieges die eigene Machtstellung zunächst nicht mehr durch eine ausreichende Flotte gesichert wäre.«

Der offene Konflikt ist dennoch noch einmal ausgebrochen. Noch einmal hat England es vorgezogen: zu versuchen seinen Seeabsolutismus zu retten und neu zu festigen, indem es den augenblicklich gefährlichsten Vorkämpfer größerer internationaler Gleichachtung aus dem Weg zu räumen strebt. Manches ist ihm dabei geglückt, wie die Abschnürung des flotten-

¹⁰⁾ Siehe Gädke Flottenfanatiker, im Berliner Tageblatt vom 4. August 1910.

¹¹⁾ Siehe Die fremden Kriegsmarinen: England, im Jahrbuch für Deutschlands Seecinteressen, 1912, pag. 74.

schiff unter deutscher Flagge mehr auf dem Meer anzutreffen war. Seit 27 Monaten ist Deutschland von fast allen direkten überseeischen Zufuhren abgesperrt, obwohl von einer Blockade der deutschen Küste im völkerrechtlichen Sinn nicht die Rede sein kann. Auch die von unserer Partei im deutschen Volk genährte Anschauung, daß, wenn die britische Flotte uns die direkten Zufuhren verhindern sollte, wir uns indirekt über die neutralen Staaten mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen versorgen könnten¹⁾, hat sich als eine haltlose Illusion erwiesen. Immerhin, das risikolose Überfallen Deutschlands durch die britische Flotte, die Vernichtung der deutschen Häfen, Werften und Handelsschiffe hat der Krieg nicht zur Wirklichkeit gemacht. Wir wissen, daß dies neben unserer Hochseeflotte in erster Linie dem Besitz der Insel Helgoland zu danken ist. Die Insel, die von Großadmiral von Tirpitz zu einer gewaltigen Seefestung ausgebaut wurde, beherrscht die Elb- und Wesermündung, die Jade und den Nordostseekanal, also direkt oder indirekt alle deutschen Kriegshäfen und die wichtigsten Werften und Handelshäfen. Vor dem Krieg war es ein ungeschriebenes Gesetz im englischen Parlament, in der englischen Presse, überhaupt in der englischen Öffentlichkeit, an diesen Punkt nicht zu rühren, um den Glauben bei den Verbündeten Englands an die vollständige Wehrlosigkeit Deutschlands zur See gegenüber der allgewaltigen britischen Flotte nicht zu erschüttern. Erst im zweiten Kriegsjahr ist dies anders geworden. In bitteren Bemerkungen ergeht man sich in England heute in der Presse über die geringe Voraussicht der Regierung, die vor einem halben Jahrhundert Schleswig-Holstein und vor 26 Jahren Helgoland in die Hände der Deutschen fallen ließ. Von der britischen Regierung, die 1890 den Helgolandvertrag unterzeichnete, sagt Sir William Harcourt witzig, sie hätte eigentlich verdient von den Deutschen gleich »im Sand von Helgoland interniert zu werden«, und Evans Lewin meint, daß sie auf der gleichen Höhe der Voraussicht stand wie das Kabinett Palmerston, das sich 1864 von der Königin Victoria bestimmen ließ die Besitzergreifung von Schleswig-Holstein durch die Deutschen zuzulassen, wodurch diese in die Lage kamen einmal die Ostsee mit der Nordsee durch einen Kanal strategisch zu verbinden und zweitens durch die Befestigung von Helgoland sich ein Gibraltar in der Nordsee zu schaffen.²⁾

Man wird in der Tat zugeben müssen, daß unsere Flotte erst in Verbindung mit dem Nordostseekanal und der Seefestung Helgoland das werden konnte, was sie heute ist: ein Schutz unserer Häfen, Werften und Handelsschiffe vor britischer Zerstörungswut. Darüber freilich dürfen wir nicht vergessen, daß Genosse Vandervelde leider nur zu sehr recht hatte, wenn er in seinen Reden in der Schweiz erklärte, daß schon wenige Stunden nach Kriegsausbruch der deutsche Überseehandel nach Amerika, Afrika, Asien, Australien und einem großen Teil Europas von der britischen Flotte »annektiert« werden konnte. Wenn diese Annexion gewiß auch nicht von Dauer sein kann, so traf Vandervelde doch den Kern der Sache, wenn er meinte, daß die Unterbindung eines auswärtigen Handels im Betrag von 20 Milliarden Mark ein so schwerer

¹⁾ Noch zur Zeit des Burenkriegs vertrat Genosse Kautsky diese Anschauung, indem er (in seinem Artikel Schippel, Brentano und die Flottenvorlage, in der Neuen Zeit, 1899-1900, 1. Band, pag. 805 f.) ausführte, »der Handel mit jenen überseeischen Staaten, die uns befreundet blieben, brauchte . . . während eines Seekriegs nicht völlig aufzuhören«, es würden ihm die neutralen, die belgischen und holländischen Häfen zur Verfügung stehen.

²⁾ Siehe Lewin The Heligoland Mistake, in der Contemporary Review, 1916, 2. Band, pag. 68 f.

Schlag für das deutsche Volk sei, daß er den Frieden in tiefer Weise beeinflussen werde. Vandervelde scheint sich aber leider nicht die Frage gestellt zu haben, ob die deutsche Arbeiterklasse einen Zustand, der es gestattet ihr die Grundlagen ihrer wirtschaftlichen Existenz im Verlauf von 24 Stunden zu entziehen, nach dem Friedensschluß weiterhin wird ertragen können. Was es heißt, während eines langen Krieges lediglich die deutschen Häfen, Werften und Handelsschiffe vor britischer Zerstörung schützen zu können, im übrigen aber zur See wehrlos zu sein, das hat in 27 Monaten jeder Parteigenosse am eigenen Leib ausreichend erfahren. Nach den Erfahrungen dieses Krieges kann es daher keinen Zweifel mehr für uns geben, daß auch die größte Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes zu Lande im Sinn unseres Parteiprogramms uns die nationale Freiheit nicht sichern kann, wenn sie nicht durch eine Wehrhaftigkeit zur See ergänzt wird, die ausreicht uns unsere physische Existenz durch ausreichende überseeische Zufuhren zu sichern. Keine Klasse, die wirklich nach Freiheit strebt, kann es ertragen, daß ihre physische Existenz durch die herrschende Klasse eines andern Landes jederzeit in Frage gestellt werden kann. Größere Wehrhaftigkeit zur See muß daher, wenn die deutsche Arbeiterklasse ihren freiheitlichen Idealen treu bleiben und ihren Nacken nicht unter das Joch der britischen Seetyrannei beugen will, zu einer ebenso wichtigen Klassenforderung des Proletariats werden wie es die Wehrhaftigkeit zu Lande schon immer war. Daß hierbei der politische Gesichtspunkt, daß die Wehrhaftigkeit eines Volkes zu Wasser und zu Lande nicht nur von seinen Rüstungen sondern auch von seinen Bündnissen abhängt, nicht aus dem Auge gelassen werden darf, ist selbstverständlich. Ein Zusammengehen mit den Ostmächten würde zum Beispiel nicht nur Japan und Rußland vor der britischen Seediktatur im Gebiet des Stillen Ozeans sondern auch uns vor ihr im Atlantischen Ozean schützen. Ein wertvoller Bundesgenosse für Völker mit ozeanischer Politik kann aber Deutschland nach dem Krieg nur werden, wenn es über eine Flotte verfügt, die ausreichend ist, um die Freiheit der Meere zu gewährleisten.

Nun darf man sich freilich nicht darüber täuschen, daß auch eine starke Seerüstung und militärisch wertvolle Bündnisse oder Ententen der deutschen Arbeiterklasse die physische Existenz und nationale Freiheit nicht sichern können, wenn zu diesen realen Garantien nicht auch ein für das Proletariat ausreichender Kolonialbesitz hinzukommt. Daß ohne die moderne Kolonialwirtschaft eine Milderung der sozialen Not unserer proletarischen Volksgenossen ein Ding der Unmöglichkeit ist, wird heute schon allgemein zugegeben. Drei Dinge sind es, die das Proletariat zu einer menschenwürdigen Existenz braucht: gesunde Wohnräume, ausreichende Kleidung, reiche Ernährung. Die Herstellung gesunder Wohnräume kann noch aus heimischen Rohstoffen bewerkstelligt werden. Bei der Ausstattung der proletarischen Wohnräume sind wir aber schon auf die Kolonialwirtschaft angewiesen, die uns Wolle, Baumwolle und Polsterungsmaterial zur Herstellung von Decken, Vorhängen, Matratzen, Hauswäsche usw. liefern muß. Noch größer ist unsere Abhängigkeit von der Kolonialwirtschaft bei der Herstellung der proletarischen Kleidung. Was unsere eigene Landwirtschaft an Kleidungsrohstoffen liefern könnte, würde gerade für den Bedarf der oberen Zehntausend ausreichen. Für die Bekleidung der Massen waren und werden wir auf die Kolonialwirtschaft angewiesen sein, die uns zu diesem Zweck erstaunlich

große Mengen von Baumwolle, Wolle und Häuten liefern muß. Was schließlich die Ernährung des Proletariats betrifft, so hat uns der Krieg die Augen über den engen Zusammenhang zwischen heimischer Fleisch-, Milch-, Butter- und Speisefetterzeugung und der Zufuhr der stark öl- und eiweißhaltigen kolonialen Ölfrüchte und Sämereien so gründlich geöffnet, daß es der ökonomischen Unwissenheit des Radikalismus in Zukunft ziemlich schwer fallen wird mit Witzen über Dattelkisten usw. die große Bedeutung der Kolonialwirtschaft für die Volksernährung in Zweifel zu ziehen. Es muß daher daran festgehalten werden, daß bei wachsender Bevölkerung die soziale Not des Proletariats nur durch Intensivierung und Ausweitung der Kolonialwirtschaft gemildert werden kann.

Daß die Kolonialwirtschaft im allgemeinen für das Proletariat Europas eine Lebensfrage geworden ist, wagt selbst der Radikalismus kaum noch zu bestreiten. Aber er tröstet sich damit, daß von den Rohstoffen und Nahrungsmitteln im Wert von 3500 Millionen Mark, die aus den Neuländern zu uns gelangen, nur ein Teil aus den eigentlichen Kolonien stammt. Das ist richtig, obwohl hinzugefügt werden muß, daß der Anteil der fremden Kolonien an unserer Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln bereits eine beängstigende Höhe erreicht hat. Im Jahr 1913 lieferten uns die britischen Kolonien Rohstoffe und Lebensmittel im Wert von 1331 Millionen Mark, die Kolonien Frankreichs, Portugals und Belgiens solche für rund 122 Millionen Mark; den Wert unserer Zufuhren aus dem russischen Kolonialreich wird man auf eine Viertelmilliarde veranschlagen können, da nach dem Urteil der besten Sachkenner ein erheblicher Teil der Butter, Ölkuchen, Wolle, Häute usw., der uns aus dem europäischen Rußland und über Belgien, Holland und Dänemark zugeht, tatsächlich nicht europäischer sondern asiatischer Provenienz ist. Man kann also ruhig sagen, daß sich vor dem Krieg unsere Zufuhren aus den Kolonien der feindlichen Staaten auf annähernd 2 Milliarden Mark jährlich beliefen. In Wirklichkeit ist aber unsere Abhängigkeit von den fremden Kolonialgebieten noch weit größer als sie in dieser Ziffer zutage tritt. Man weiß, welche wichtige Rolle für uns die Kolonialwirtschaft Süd- und Mittelamerikas spielt. Von dort erhielten wir 1913 Rohstoffe und Nahrungsmittel im Wert von 1120 Millionen Mark. Der Radikalismus will nun freilich die lateinischamerikanischen Neuländer nicht als Kolonialgebiete ansehen, weil sie selbständige Staaten seien. Mit deren staatlicher Selbständigkeit ist es jedoch ein eigenes Ding. Da ist zunächst die Monroeoktrin, womit nach Ansicht der Franzosen eine Art angelsächsisches Protektorat über Lateinisch Amerika errichtet worden ist. Einmal nimmt die Monroeoktrin ihnen die Freiheit zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit Bündnisse mit nichtamerikanischen Staaten abzuschließen, und andererseits haben die Vereinigten Staaten jederzeit die Möglichkeit die ihnen mißliebigen Regierungen durch Entfaltung von Revolutionen zu stürzen oder zum mindesten ihren Einfluß lahmzulegen. Das Eingreifen der Vereinigten Staaten auf San Domingo, die Gründung der neuen Republik Panama durch Revolution auf Kosten Columbiens sind hierfür lehrreiche Beispiele. Dazu kommt die Wehrlosigkeit der Kolonialrepubliken Lateinisch Amerikas zur See, die es ihnen tatsächlich unmöglich macht sich von der angelsächsischen Vormundschaft zu befreien. Noch größer als die politische ist aber ihre wirtschaftliche Abhängigkeit. Die Angelsachsen Englands und der Ver-

einigten Staaten sind die Geldgeber Süd- und Mittelamerikas; sie finanzieren alle Industrie- und Verkehrsunternehmungen und sichern sich dadurch nicht nur eine gute Verzinsung ihrer Kapitalien sondern verschaffen vor allem auch ihrer Industrie Beschäftigung und ihrem Handel sichern Absatz. Mit Recht betonen daher auch Otto Kasdorf, Professor an der Universität Montevideo, und Dr. Hermann Lufft (New York), die unsere volkswirtschaftliche Literatur um zwei wertvolle Monographien über Südamerika bereichert haben, daß Amerika und England eine Vormachtstellung in fast allen Kolonialrepubliken Lateinisch Amerikas einnehmen.) Gestützt auf das Monopol an den wichtigsten Verkehrswegen und Energiequellen, kontrolliert das angelsächsische Kapital den Bergbau, die Gefrierfleischindustrie, den Obstbau und die Getreidemühlenindustrie. Dabei liegt in den Händen der Vereinigten Staaten zumeist die wirtschaftspolitische Leitung der südamerikanischen Produktion, während England vornehmlich das Kapital liefert. Die Kapitalmacht (und nicht die Handelsmacht) Englands ist nach Kasdorf die Ursache, »daß der englische Einfluß sich auf alle südamerikanischen Staaten erstreckt, daß englische Unternehmungen dort gewissermaßen einen Staat im Staate bilden können«. Kein Wunder, daß Lord Avebury jüngst erklären konnte, Großbritannien habe »in der argentinischen Republik so viel britisches Kapital angelegt . . ., daß sie gewissermaßen fast eine britische Kolonie ist«, welche Ansicht das South American Journal mit den charakteristischen Worten unterstrich, es sei »ohne Zweifel schmeichelhaft für Argentinien in die britische Gemeinschaft zugelassen zu werden. Man sieht, wie es um die vom Radikalismus so stark betonte politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der lateinischamerikanischen Kolonialrepubliken bestellt ist. Rechnen wir aber Lateinisch Amerika der britisch-amerikanischen Machtsphäre zu, so ergibt sich, daß wir bei unserm Bezug von Kolonialprodukten zu 70 bis 80 % auf Kolonialgebiete angewiesen sind, die politisch und ökonomisch unter der Kontrolle der uns feindlich gesinnten Staaten stehen.

Prüft man nun die wirtschaftliche Kriegführung Englands auf ihre dauernden Tendenzen hin, so läßt sich feststellen, daß sie darauf gerichtet ist die deutsche Industrie nach dem Krieg sowohl von dem Bezug der kolonialen Rohstoffe wie von allen wichtigen Absatzmärkten der Welt auszusperren. Was die Verdrängung der deutschen Industrieerzeugnisse anlangt, so wird vielfach die Meinung vertreten, daß England auf diesem Weg uns nicht wird ernstlich schädigen können. Ob dieser Optimismus, der in der volkswirtschaftlichen Literatur besonders prononziert von Georg Gothein vertreten wird, Berechtigung hat, bleibe dahingestellt. Auslandsdeutsche, die in Nord- und Südamerika die angelsächsische Wirtschaftshetze aus der Nähe beobachten können, haben über deren Folgen weniger optimistische Anschauungen. Doch sei dem nun wie immer. Jedenfalls muß auch Gothein zugeben, daß gefährlicher als die Absicht der Verdrängung der deutschen Industrieerzeugnisse »der Plan erscheint den Zentralmächten den Bezug gewisser unentbehrlicher Rohstoffe zu sperren.«¹⁾ In der Tat kann eine Aussperrung der deutschen Industrie von dem Bezug für uns unentbehrlicher kolonialer Rohstoffe praktisch schon eintreten, wenn es England durchzu-

¹⁾ Siehe Lufft Die nordamerikanischen Interessen in Südamerika vor dem Kriege Jena 1916, pag. 41 ff. und Kasdorf Der Wirtschaftskampf in Südamerika /Berlin 1916/, pag. 51 ff.

²⁾ Siehe Gothein Deutschlands Handel nach dem Kriege /Tübingen 1916/, pag. 21.

setzen gelingt, daß wir sie etwas teurer bezahlen müssen als die anderen Industriestaaten.

Hierfür ein Beispiel. Palmkernöl, gereinigt und in der Verarbeitung zu Margarine und Seife, war für uns vor dem Krieg nicht nur ein wichtiger Gegenstand des eigenen Konsums sondern auch ein wichtiger Exportartikel. Durch den Krieg sind nun die Palmkernproduktionsgebiete Kamerun und Togo in die Hände der Engländer gefallen, so daß diese tatsächlich die ganze Palmkernproduktion der Welt kontrollieren. Nach dem Urteil der deutschen Ölfabrikanten wäre die Erhebung eines verhältnismäßig geringen Ausfuhrzolls für Palmkerne, die nach Deutschland gehen, vollkommen ausreichend der britischen Palmkernölindustrie ein solches Übergewicht zu geben, daß die deutschen Palmkernölfabriken ihren Betrieb einstellen müßten. Wir sehen daraus, wie eine geringfügige Erhöhung des Rohstoffpreises, der nicht alle Länder sondern Deutschland allein trifft, praktisch wie eine Rohstoffsperrung wirkt und zum Ruin der davon betroffenen Exportindustrien führen muß. Wie unseren Palmkernölfabriken so droht aber auch unseren Baumwollsamensölfabriken die Sperrung der Rohstoffzufuhr. Die Weltproduktion an Baumwollsamens berechnet Dr. Schulte am Hofe auf der Grundlage, daß 100 Kilo Baumwolle nach Abzug des Saatguts etwa 160 Kilo Baumwollsamens entsprechen, wie folgt:

Land	Produktion an Baumwollsamens Tonnen
Vereinigte Staaten von Amerika	5 137 000
Indien	1 338 200
Ägypten	543 000
Russisch Asien	754 000
zusammen	7 772 260

Von diesen Produktionsgebieten kamen schon vor dem Krieg die Vereinigten Staaten und Russisch Asien für unsere Versorgung nicht mehr in Betracht, da in beiden zahlreiche Ölfabriken bestehen, die sich für ihren Bedarf fast die ganze Produktion an Baumwollsamens gesichert haben. Indiens Baumwollsamens geht, soweit er von den Bauern nicht verfüttert wird, zur Verarbeitung nach England. Das einzige Produktionsgebiet für Baumwollsamens, in dem unsere Ölfabrikation sich versorgen konnte, war Ägypten.⁵⁾ Diese Bezugsquelle (die einzige, die für einen Massenbezug noch vorhanden ist) wollen die Engländer uns aber nach dem Krieg verschließen, indem sie die Zahl der ägyptischen Ölfabriken wesentlich zu vergrößern und die Ausfuhr von Baumwollsamens nach England zu lenken gedenken. Gelingt ihnen dieses, so wären unserer Ölfabrikation 26 % ihrer Rohstoffzufuhr gesperrt.

Dies Beispiel zeigt, wie haltlos die Anschauung des Radikalismus ist, der da meint, daß unserer Industrie für den Bezug von Rohstoffen noch die ganze Welt offenstünde. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß für einen Massenbezug, wie ihn Deutschland zumeist benötigt, in der Regel praktisch überhaupt nur noch ein oder zwei Produktionsgebiete in Frage kommen. Von diesen uns noch offenstehenden Produktionsgebieten hängt daher die

⁵⁾ Siehe Schulte am Hofe Die Welterzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen /Berlin 1916/ pag. 53, Schanz Die Baumwolle in Ostindien /Berlin 1913/, pag. 504, und Bussé Die Bewässerungswirtschaft in Turan /Jena 1915/, pag. 156.

JULIUS KALISKI · PRODUKTIONSZWANG ODER PRODUKTIONSFÖRDERUNG?



MMER wieder ist in wirtschaftlichen Kriegsbetrachtungen die Lage Deutschlands mit der einer belagerten Festung verglichen worden. So beliebt dieses Bild offenbar ist, an Richtigkeit gewann es dadurch nicht. Eine Festung besitzt nur die in ihren Mauern eingeschlossenen Vorräte, ohne Möglichkeit der Ergänzung. Hier schon erweist sich die Unzulässigkeit des Vergleichs, denn das Reich kann weit über seine Grenzen hinaus Boden in den Dienst der Produktion stellen, es verfügt über Gebiete, denen Menschen abzurufen vermögen, was die Führung des Krieges für Heer und Heimat erfordert. Schaffende Kräfte ersetzen verbrauchte Bestände; darin unterscheidet sich ein Zustand der Produktion von der nur verzehrenden Festungswirtschaft. Alles kommt darauf an diese Kräfte nicht versiegen zu lassen sondern zu erhalten und zu stärken. Das ist der Kern der Frage, der bei den Erörterungen über die Volksernährung nur zu oft übersehen wurde.

Eigentlich ist es merkwürdig, daß die Erfordernisse der Produktion nicht mit Selbstverständlichkeit in den Vordergrund aller Untersuchungen traten sondern oft genug nur als störende Anhängsel in Diskussionen über Beschaffung und Verteilung von Lebensmitteln empfunden wurden. In den Sozialistischen Monatsheften ist in Verfolg einer stetigen sozialistischen Politik allerdings nie unterlassen worden mit allem Nachdruck darzulegen, daß in der Festigung und Kräftigung der Produktionsgrundlagen alle Bestrebungen einer ersten Nahrungsmittelversorgung gipfeln müssen. Der Sozialismus kennt keine andere Betrachtung. Für ihn ist die Entfesselung der Produktivkräfte die Lebensfrage, Entfaltung und Ordnung der Produktion müssen Ziel und Inhalt jeder sozialistischen Politik bilden. Was zur Steigerung der Produktivität und zur Förderung der Qualitätsarbeit führt, trägt Sozialismus in sich. (Daher sind die Notwendigkeiten der innern und äußern Kolonisation zwingende sozialistische Forderungen.) Eine Gesellschaft, für deren Organisation allein die Interessen des Konsums entscheidend wären, müßte eine Karikatur auf jeden Sozialismus sein; sie hätte zudem kein Lebensrecht und keine Lebensmöglichkeit, sie hätte aus wirtschaftlichen und ethischen Gründen den Existenzanspruch verwirkt. Sozialistisch gesehen, kann auch ein wirklicher Interessengegensatz zwischen Produktion und Konsum nicht bestehen. Der Konsum reiht sich dem gesamten Produktionsprozeß ein, obgleich in dem äußern Zusammenhang die Produktion nur als Dienerin des Konsums erscheint, weil sie für ihn schafft. Doch die Produktion ist mehr als Konsumbefriedigung, sie ist schlechthin die Volkskraft; ohne Produktion hört alles Leben der Gesellschaft auf. Die Produktion stören bedeutet daher die Nation selbst gefährden. Die Förderung und Sicherung des Schaffens muß die erste und letzte Sorge der Gesellschaft sein. Wir dürfen uns darum auch nicht durch die Tatsache beirren lassen, daß die Produzenten aus der Fürsorge für die Produktion Gewinne ziehen. Wir fassen die Gesellschaft als Organismus, dessen einzelne Glieder, soweit sie die Fähigkeit haben notwendige Arbeit zu leisten, zu kräftigen sind, damit sie ihre Funktion erfüllen. Wir dürfen also nicht in populärer Verärgerung über den *Produzentenegoismus* über-

sehen, daß das Produzenteninteresse meist mit dem Produktionsinteresse zusammenfällt, und daß wir das erste nur dann bekämpfen dürfen, wenn es das zweite hindert. Das scheinbar egoistische Interesse der einzelnen Teile, soweit Arbeit verrichtet und nicht Ausbeutung getrieben wird, dient in Wahrheit dem übergeordneten Ganzen. Wir als Sozialdemokraten brauchen nur an die Verfolgung der Arbeiterklasseninteressen zu denken, die sich mit den Interessen der Gesellschaft decken, um zu erkennen, daß eine derartige Übereinstimmung nicht nur möglich und vorhanden ist sondern sogar die Voraussetzung der Entwicklung zum Sozialismus bildet.

Darf es nun als ein Zeichen wachsenden Verständnisses für die Bedeutung der landwirtschaftlichen Produktion gelten, daß neuerdings zur Erzielung einer Produktionsvermehrung vielfach sogar der Produktionszwang gefordert wird? Die Frage muß verneint werden. Nicht als ob die Anwendung des Zwangs immer und überall verwerflich wäre. Nur muß man Klarheit darüber gewinnen, wo der Produktionszwang wirkliche Produktionsförderung bewirkt. Bedenkt man, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in Deutschland nach der Statistik von 1907 5 736 082 beträgt, ihre Gesamtfläche 43 106 486 Hektar umfaßt, so erscheint das Verlangen eines Produktionszwangs von vornherein unmöglich und naiv, ganz besonders während des Krieges, der doch auch der Landwirtschaft in vielen tausend Fällen die besten Köpfe und tatkräftigsten Elemente nimmt. Der Produktionszwang würde einen guten Teil der gegenwärtigen Anstrengungen unterbinden, die immerhin zu sehr respektablem Produktionsleistungen geführt haben. Gerade in unserer Partei sollten wir die Schwärmerei für den Produktionszwang mäßigen, schon weil sie sozialistischer Einsicht gar nicht entspricht. Gewiß, wo Untätigkeit und Böswilligkeit Acker der Bestellung entziehen, darf ein Zwang zur Produktion nicht unterbleiben. Dem haben auch die Bundesratsverordnungen vom 31. März und 9. September 1915 Rechnung getragen. Nach den geltenden Bestimmungen kann die untere Verwaltungsbehörde eine Erklärung darüber einfordern, ob der ländliche Unternehmer seine gesamte Ackerfläche bestellen will. Demjenigen, der die Bestellung nicht übernimmt, kann die Nutzung des Grundstücks mit Zubehör ganz oder zum Teil entzogen werden. Von diesen Befugnissen bis zum allgemeinen Produktionszwang ist es indessen noch ein weiter Schritt. Man brauchte nur dann davor nicht zurückzuschrecken, wenn man damit begründete Aussicht auf Erfolg hätte. Das aber ist ganz und gar nicht der Fall; eher als eine Mehrung wäre wohl eine Minderung der Produktion die Folge. Um die Schwierigkeiten zu ermessen, die sich aus einer Durchführung des Produktionszwangs (selbst unter der Annahme seiner Zweckmäßigkeit) ergeben müßten, bedarf es nur einer Würdigung der Maßnahmen zur Regelung der Marktversorgung und Verteilung bei verschiedenen Agrarprodukten unter Anwendung der Beschlagnahme. Objektive Beurteiler werden in deren Ergebnissen wohl kaum einen genügenden Anreiz finden, um die Übertragung des Systems auf das noch unendlich schwierigere Gebiet der Produktion zu empfehlen. Wer schon das (durchaus berechnete) Verbot des Spirituosenausschanks nach 9 Uhr abends oder die Verfügung des Sparzwangs für Jugendliche als eine schwere Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit empfindet, sollte besonders vorsichtig in dem Eintreten für den Produktionszwang sein.

Der Sozialismus will und erfordert keinen überflüssigen Eingriff in die persönliche Freiheit, er bedarf im Gegenteil der Menschen, die mit Liebe, Verständnis und gutem Willen ihre Arbeit verrichten. Der Sozialismus will den Arbeiter mit der Arbeit selbst vereinigen, er will die innere Beziehung zwischen beiden herstellen, die in dem Kampf um die bloße Bedürfnisbefriedigung verloren geht. Je intensiver diese innere Zusammengehörigkeit wird, um so höherwertig die Leistung. Die Fremdheit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Produkt, die dem ausgebeuteten Arbeiter eigentümlich und natürlich ist, schwindet mit dem Aufstieg der Arbeiterklasse schon in unserer Gesellschaft; sie kann um so weniger bestehen, je mehr die Arbeit selbst als soziale Funktion empfunden wird, mit einem Wort: je mehr Sozialismus wir haben. Die Entwicklung der rein mechanischen Arbeit zur Qualitätsleistung kennzeichnet den Weg zum Sozialismus. Der Qualitätsarbeit gegenüber muß aber der Zwang versagen; er würde ersticken und erwürgen, wo der Betätigung die stärkste Anregung vonnöten ist. Das Wesen der landwirtschaftlichen Arbeit als einer Einfühlung in einen organischen Prozeß zeigt aber, daß es sich hier überhaupt im wesentlichen um qualifizierte Arbeit handelt. Der intensive landwirtschaftliche Betrieb erfordert den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften und Neigungen. Es ist daher ganz verfehlt von einer Rücksichtnahme auf die *Agrarier* zu sprechen, wenn man die Reglementierung von oben für ein ganz untaugliches Mittel zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion erklärt. Die sachlichen Gründe, die gegen einen solchen Zwang sprechen, sind durchaus einleuchtend. Schon in einem einzelnen Landkreis sind oft die Betriebsverhältnisse von Wirtschaft zu Wirtschaft grundverschieden, schon eine Provinz umschließt die krassesten Gegensätze der Produktionsbedingungen, so daß eine Schematisierung der Betriebsführung, die mit dem Produktionszwang doch unausweichlich verbunden ist, die unheilvollsten Schäden anrichten muß. Man darf schon glauben, daß es keine Übertreibung ist, wenn einsichtige Landwirte von einem Produktionszwang einen Rückgang der Produktionsleistungen erwarten. Eine solche Wirkung hätte dabei keineswegs etwa die Ausübung passiver Resistenz zur Voraussetzung, sie könnte oder würde wahrscheinlich ohne jede böse Absicht der Landwirte eintreten. Zahlreiche Industriezweige können sich reglementierenden Eingriffen in die Betriebsführung wesentlich leichter anpassen als die Landwirtschaft, in der nicht nur jede Wirtschaft, wie schon erwähnt, unter besonderen Bedingungen arbeitet, sondern in der auch eine gedeihliche Tätigkeit in den meisten Fällen von den persönlichen Eigenschaften des Wirtschafters abhängig ist, also von Faktoren, die die bestausgedachten Verordnungen nicht ersetzen können.

Muß so der Produktionszwang für die Landwirtschaft im allgemeinen verworfen werden, so besteht doch kein Zweifel darüber, daß unsere Lebensmittelerzeugung noch einer erheblichen Steigerung bedarf. Dazu ist aber eine entschiedene Produktionsförderung notwendig; ohne eine solche wäre sogar die Gefahr eines Rückgangs der landwirtschaftlichen Betriebsergebnisse unvermeidlich. Der Dezernent für Volkswirtschaft bei der Reichsfleischstelle R. Kindler ist mit großer Energie für die Errichtung einer Reichsstelle für Produktionserhöhung eingetreten.¹⁾ Seine Anregung hat

¹⁾ Siehe Kindler Die Reichsstelle für Produktionserhöhung, in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 27. Mai 1916.

ein lebhaftes Für und Wider gefunden. Kindler hat in seiner Entgegnung den Hauptgesichtspunkt dann mit folgenden Worten hervorgehoben:

»Die verloren gegebene oder übersehene Möglichkeit die Produktionsmittel zu verbilligen hat immer wieder dazu geführt die Preise der fertigen Verbrauchswaren nachzuprüfen — mit wie unsäglichem Fleiß und mit welchen Kosten! Ich glaube aber, wir wären weiter, wenn wir längst, ehe jene zahlreichen Organisationen für Preisprüfungen durch das Reich hindurch eingerichtet wurden, Stellen für die Erhöhung der Produktion errichtet hätten. Und dabei möchte ich nicht entscheiden, ob die größere Kurzsichtigkeit darin liegt immer noch mit der Möglichkeit zu rechnen, der Krieg könne in absehbarer Zeit beendet sein, oder darin zu glauben, es könne nach dem Kriege mit der landwirtschaftlichen Erzeugung ebenso weitergehen wie vor dem Kriege, wo sich der Abstand zwischen Gesamterzeugung und Gesamtbedarf ständig erweiterte. Ich sage es also immer wieder: Es gibt aus dieser Lage nur einen logischen Ausweg, und das ist die planmäßige, organisatorische Hebung der Produktion. Das ist der Weg, auf dem Stadt und Land sich finden werden. Nicht das Nivellieren von oben, nicht der in Sitzungen vieler tüchtiger Männer ausgeklügelte Höchstpreis wird wirklichen Wandel schaffen, sondern nur die Umwälzung des Lebensmittelmarktes von unten, die Belebung der Erzeugung. Die alte Regel der Preisbildung nach Angebot, Bedarf und Nutzungswert wird anno 1916 nicht durch verordnete Höchstpreise ausgeschaltet. Also wir brauchen Wandel, für jetzt und später. Wir werden ohnedies in Zukunft schwere Sorge wegen der Preise haben. Kein Ausland wird uns nach dem Kriege billiges Vieh liefern. Auch die Grundlage des Preises für Getreide und Kartoffeln wird durch den Schraubengang der Wertbildungen über die Normale gehoben. Und so wird alles teurer. Darum müssen natürlich auch die Hebel zur Verbilligung der landwirtschaftlichen Erzeugung allüberall angesetzt werden. Es wird eines vollkommenen Systembruchs gegen die bisherige Entwicklung der Kriegszeit bedürfen, und schwere Aufklärungsarbeit wird noch nötig sein. Es handelt sich ja eben nicht nur um die Kriegszeit sondern auch um die Wirtschaftsverhältnisse des kommenden Friedens. Jedes Zögern erschwert die Lage, um so mehr, als viele erzeugungsfördernde Maßnahmen längerer Vorarbeiten bedürfen und ihre Wirkung nur allmählich eintritt. Wollen wir wirklich auf jene besonders Klugen hören, welche uns sagen: Da der Nutzen nur so allmählich erreichbar ist, hat es keinen Zweck jetzt schon anzufangen? Nein, mögen sich vielmehr die, denen diese Zusammenhänge klar sind, zusammuntun und nach allen Seiten ihren Mann stehen! Dasjenige Volk wird im Vorteil sein in dem bevorstehenden Krieg im Frieden, das sein Geld am wenigsten durch Abhängigkeiten vom Ausland zu entwerten braucht. Wir müssen die hohen Preise wieder herunterbringen; und das können wir nur durch Vermehrung der Produktion.«²⁾)

Aus einzelnen Vorschlägen, wie dem der »Reglementierung der Stalldüngerbehandlung«, war verschiedentlich der Schluß gezogen worden, daß auch Kindler für einen Produktionszwang eintrete. Das weist Kindler indessen sehr entschieden zurück. Er will 4 Richtungen der möglichen Einflüsse zum Zweck der Produktionsförderung unterschieden sehen: »1. hinsichtlich des Anbaus zur Beschaffung pflanzlicher Produkte, namentlich von Ersatzfrüchten, für bisherige Einfuhr; 2. hinsichtlich der Viehhaltung; 3. hinsichtlich der Möglichkeit durch bessere Wirtschaftstechnik Werte zu sparen und höhere Erträge zu erzielen; 4. hinsichtlich der Schaffung von Ersatzfuttern aus bisher nicht verfütterten Stoffen«. Zusammenfassend charakterisiert er die Tendenz seiner Pläne wie folgt:

»Aus allem Gesagten folgt, daß die Tätigkeit einer Reichsstelle größtenteils in einer Beschaffung von Produktionsmitteln bestehen würde, die auch wieder auf großen Kreditoperationen zu beruhen hätte; daß sie ferner als volkswirtschaftliches Ziel neben der Vermehrung vor allem auch die Grundlage für eine Gesundung der Preise schaffen soll. Das alles hat mit Zwangs-

²⁾ Siehe Kindler Der Weg, auf dem Stadt und Land sich finden werden, in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 12. August 1916.

maßnahmen nichts zu tun . . . In der reichlichen Versorgung mit Nahrungsmitteln, in der Wiederverbilligung der Lebenshaltung trotz der verteuernenden Wirkungen des Krieges, in der Gewähr des sozialen Friedens liegen die Schwerpunkte, um derentwillen Stadt und Land sich zu gemeinsamem Werke die Hand geben müssen.«

Im Rahmen dieses Artikels soll nicht auf die Einzelheiten des von Kindler aufgestellten Programms eingegangen werden. Ob man diese oder jene seiner Forderungen billigt oder nicht, kommt zunächst nicht in Betracht. Ich bin aber überzeugt, daß viele mit den Dingen nicht Vertraute, die glaubten den Produktionszwang fordern zu müssen, im Grunde lediglich an eine planmäßige Produktionsförderung denken. Sie werden nun aus den Erörterungen in den landwirtschaftlichen Fachorganen ersehen können, daß Maßnahmen zu einer Organisation der Produktionsförderung nicht erst von außen in die Landwirtschaft hineingetragen werden müssen, geschweige denn der Landwirtschaft nur gegen ihren Willen beizubringen sind. Eins muß feststehen: daß nämlich alles, was zur Förderung der Produktion geschehen kann, nicht ohne oder gar gegen die Produktion geschehen darf. So selbstverständlich das erscheint, so ist es doch nicht ganz überflüssig daran zu erinnern, wenn man bedenkt, daß gegen den Eintritt von Landwirten in den Vorstand des Kriegsernährungsamts Widerspruch erhoben worden ist. Bereits bei der Konstituierung des Kriegsernährungsamts mußte die Nichtberufung von Vertretern der landwirtschaftlichen Organisationen (ebenso wie der freien Gewerkschaften) in den Vorstand hier vermerkt werden. Die später vorgenommenen Ergänzungsberufungen haben die ursprünglichen Mängel nicht völlig ausgeglichen. Das Kriegsernährungsamt hat auch in seiner bisherigen Politik nichts in der Richtung der Produktionsförderung unternommen, es unterscheidet sich gerade in diesem Punkt wenig von den meisten übrigen Reichsstellen, die als Kriegsorganisationen geschaffen wurden. Es gilt also hier viel nachzuholen. Wenn die eben erwähnten Organisationen, und wieder in erster Reihe das Kriegsernährungsamt, sich nicht zur Erfüllung von Aufgaben der Produktionsförderung berufen meinten, so bot doch die Tätigkeit auf dem ureigenen Gebiet Anlaß genug auch zugleich der Produktion zu dienen. Was hier nottat, war die Herstellung einer organischen Verbindung zwischen Stadt und Land, zwischen den landwirtschaftlichen Verbänden und den Konsumentenorganisationen. Die Regelung der Versorgung hätte das ohnedies bedingt. Um ein Beispiel herauszugreifen, wie es nicht gemacht werden darf, sei auf die Gemüse- und Obstversorgung hingewiesen. Viel ist auf diesem Gebiet vor Aufnahme der Tätigkeit des Kriegsernährungsamts gesündigt worden. Aber die Praxis des Kriegsernährungsamts und der Reichsstelle für Obst und Gemüse hat durch die Befolgung der Beschlagnahmepolitik als Hauptstück gleichfalls nichts gebessert und nichts geschaffen. Vielleicht nimmt das Amt als Entschuldigung für sich in Anspruch, daß es den Wegen folgte, die die öffentliche Stimmung durch die Forderung allgemeiner Beschlagnahme empfahl. In der Sache war damit aber nichts getan. Welche Möglichkeiten für eine zweckmäßigere Durchführung der Obst- und Gemüseversorgung bestanden, ist bei früheren Gelegenheiten an dieser Stelle gesagt worden³⁾, ohne daß die damals hier vertretenen Auffassungen durch die Geschehnisse entkräftet worden sind.

³⁾ Siehe meinen Artikel Die Sicherung des deutschen Volkes, sowie die Rundschau Wirtschaft, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915, 2. Band, pag. 748 f., und 1916, 2. Band, pag. 810.

Von den landwirtschaftlichen Genossenschaften und den Konsumentenorganisationen sollte mit erhöhter Energie angestrebt werden, was sich aus eigener Kraft durch Zusammenarbeit ermöglichen läßt. Und das wäre nicht wenig. Deß es früher auf beiden Seiten nicht an Handlungen gefehlt hat, die den gemeinsamen Zwecken nicht förderlich gewesen sind, soll gar nicht verschwiegen werden. Beide Parteien haben reichlich Schuld auf sich geladen, daß nicht früher schon die natürlichen Verbindungen zwischen Stadt und Land durch die Tätigkeit der Organisationen eine kräftige Ausgestaltung erfahren haben. Wäre das rechtzeitig geschehen, die Versorgung des Marktes mancher Großstadt hätte ein anderes Bild geboten. Als Beitrag zur Geschichte des schnellen oder langsamen Umlernens in der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen möchte ich bei dieser Gelegenheit an einen Vorgang erinnern, der jetzt ungefähr 16 Jahre zurückliegt. Damals war in Berlin der Milchkrieg ausgebrochen. Die märkischen Milchproduzenten konnten sich mit den Milhhändlern über die Bedingungen eines neuen Lieferungsvertrags nicht einigen, brachen die Verhandlungen ab und entschlossen sich einen eigenen Milchvertrieb, die Milchzentrale, zu errichten. An die organisierte Arbeiterschaft trat die Frage heran, wie sie die Beschaffung von Milch für ihre Haushaltungen in Zukunft betreiben wollte. Der Vorwärts schlug gegen die *Milchagrarien* los, er fürchtete die Bildung eines Milchmonopols und üble Folgen für die Konsumenten, und er glaubte damit womöglich noch eine prinzipielle Stellung gefunden zu haben. Der Verfasser dieses Artikels bemühte sich damals die Vorwärtsredaktion zu einer andern Stellungnahme zu bewegen; doch ohne Erfolg. Er trug dann seine Auffassung in der Preßkommission vor, in der der Parteivorstand durch Bebel und Auer vertreten war. Von meinem Vortrag, den ich an jenem Tag gehalten habe, kenne ich heute noch jedes Wort, da ich die Antwort nicht vergessen kann, die mir Bebel erteilte. Ich mußte nämlich hören, daß mein Verlangen nicht sozialistisch sei, da es nur darauf ankomme das schon erwähnte Milchmonopol zu verhüten. Zum Schluß empfahl mir Bebel die Lücken meiner wirtschaftlichen Bildung durch eifriges Studium der Syndikate und Trusts auszufüllen; dann würde ich schon von dem törichten Verlangen abkommen die Arbeiterorganisationen mit der agrarischen Milchzentrale zusammenzubringen. Meine Erwiderung vermochte das Votum der Preßkommission nicht zu beeinflussen. Vor der Abstimmung aber, die zuungunsten meines Vorschlags ausfiel, nahm Ignaz Auer das Wort. Er verfüge, so versicherte er, zwar nicht über die volkswirtschaftliche Bildung des Genossen Bebel, aber er könne doch nicht umhin zu sagen, daß der junge Genosse, wie er, Auer, glaube, durchaus sozialistisch denke und daraus die notwendigen Konsequenzen ziehe. Er wolle dies hervorheben, weil es ihn peinlich berühre, daß jemand aus der Zustimmung zu der Haltung der Redaktion in der Frage des Milchkriegs den Schluß ziehen könnte, der Sozialismus bedinge ein Zusammengehen der Arbeiterklasse mit den Milhhändlern. Als ich dann auf dem Flur stand, rief mich Auer zurück, legte seine Hand auf meine Schulter und sprach in väterlichem Tone: »Sie denken jetzt, die dadrinnen haben eine Dummheit gemacht und wollen sie nicht einsehen. Gehen Sie aber nicht gekränkt heim. Sie sind noch jung, und es wird gar nicht lange dauern, dann werden Sie von Bebel hören, daß die organisierte Arbeiterschaft mit den agrarischen Genossenschaften zusammenarbeiten muß, weil das allen gut bekommen wird. und weil das

treffen der ersten Verwundetentransporte entstanden in den größeren Orten unter dem Zusammenwirken öffentlicher und privater Körperschaften spontane Ausschüsse für Kriegsinvalidenfürsorge. Eine Umfrage der Generalkommission der Gewerkschaften Mitte des Jahres 1915 ergab, daß derartige Fürsorgeausschüsse in 147 Orten bestehen. Ihre Zusammensetzung ist sehr verschieden. Vielfach, aber nicht immer sind Vertreter der Gewerkschaften zur Mitarbeit herangezogen worden. Es ergab sich die Notwendigkeit einer einheitlichen Zusammenfassung dieser Ausschüsse, und so entstanden Provinzialausschüsse und der Reichsausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge. Trotz manchen guten Anregungen fehlt aber auch heute noch der ganzen Organisation der einheitliche Zug. In der Fürsorgearbeit nehmen die Berufsberatung, die Stellenvermittlung und die Überwachung der Entlohnung der in Beschäftigung stehenden Kriegsinvaliden einen breiten Raum ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier in erster Linie Fachleute, Vertreter des Berufs, dem der Kriegsinvalid angehört oder dem er sich zuwenden will, zur Mitarbeit in Betracht kommen. Abgesehen von dem Arzt, können diese Berufsvertreter am besten beurteilen, welche Verwendung der Verletzte noch finden kann, welche besonderen persönlichen Fähigkeiten und welches Anpassungsvermögen er besitzt. Sodann müssen auch Arbeitgeber und Arbeiter jedes einzelnen Berufs zusammenwirken, um für möglichst alle Kriegsinvaliden des Gewerbes zweckentsprechende Arbeit zu beschaffen, was sich zum Teil auch durch entsprechende Umgestaltung des Arbeitsverfahrens (Arbeitseinteilung usw.) erreichen läßt.

Diese Aufgaben können am besten durch die Arbeitsgemeinschaften der Unternehmer und Arbeiter der einzelnen Gewerbezweige erfüllt werden. Diese neuen Gebilde gehören wohl zu den wichtigsten Kriegserrungenschaften auf wirtschaftlichem Gebiet. Sie wurden, wie hier bereits dargestellt wurde²⁾, bald nach Kriegsausbruch von einigen Berufsgruppen gebildet. ihre Hauptzwecke lagen zunächst in anderer Richtung. Vornehmlich wollten sie die Arbeitslosigkeit und die dadurch herbeigeführte Gefahr der Lohnherabdrückung bekämpfen, die Stellenvermittlung, die Lehrlingsfrage und anderes regeln. Nach und nach hat sich aber ihre Haupttätigkeit der Kriegsinvalidenfürsorge zugewandt. Es gibt Arbeitsgemeinschaften, die sich überhaupt nur mit dieser beschäftigen. Die Gewerkschaftsvertreter haben sich fleißig um die Gründung solcher Gemeinschaften bemüht. Nach einer Entscheidung der Vorstandskonferenz der Gewerkschaften vom 5. Juli 1915 ist es »dringend notwendig, daß paritätische Kommissionen von Unternehmer-, Angestellten- und Arbeiterorganisationen auch über die Kriegsdauer hinaus eingesetzt werden«, die sich der Kriegsinvaliden annehmen. Auch der Magistratskommissar für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Berlin forderte durch Rundschreiben vom 2. August 1915 an die Unternehmer- und Arbeiterverbände zur Einsetzung von Arbeitsgemeinschaften auf. Die äußere Form dieser Einrichtungen ist sehr verschieden. Mehrfach bestehen sie in schriftlich festgelegten Vereinbarungen der zentralen Unternehmer- und Arbeiterverbände, in diesen Fällen erstreckt sich ihre Wirksamkeit über das ganze Reichsgebiet. Daneben gibt es eine Anzahl Abmachungen für größere Gebietsteile (Bundesstaaten, Provinzen) und in der Hauptsache solche für

²⁾ Siehe Severing *Arbeitsgemeinschaften im Krieg und im Frieden* und Stähler *Die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaften, in den Sozialistischen Monatsheften*, 1915, 1. Band, pag. 402 ff., und 1916, 2. Band, pag. 690 ff.

einzelne Orte. Außerdem liegt noch eine ganze Reihe von Erklärungen verschiedener Unternehmervereinigungen, namentlich aus dem Baugewerbe, vor. Andererseits haben sich auch die Angestelltenverbände, die in der Gemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht zusammengeschlossen sind, große Mühe gegeben durch Vertreter in den Fürsorgeausschüssen mitzuwirken. Derartiges kann jedoch als Arbeitsgemeinschaft nicht bezeichnet werden, weil hier vor allem die Eigenschaft der Gegenseitigkeit fehlt. Auch auf dem Gebiet der Kriegsinvalidenfürsorge muß man dahin streben an die Stelle unverbindlicher Erklärungen der Unternehmerorganisationen durch gegenseitige Verpflichtungen verbürgte Vereinbarungen zu setzen.

Die Zahl der bestehenden Arbeitsgemeinschaften betrug nach den Mitteilungen im Korrespondenzblatt der Generalkommission bis Ende September 24.³⁾ Von diesen erstrecken sich 13 auf das ganze Reichsgebiet. Den größten Personenkreis umfassen die Vereinbarungen zwischen dem Arbeiterschutzbund für das Holzgewerbe und dem Holzarbeiterverband nebst dem Zentralverband christlicher Holzarbeiter und dem Gewerkverein der Holzarbeiter. Auf das ganze Reich erstrecken sich noch die Abmachungen im Braugewerbe, im Buchdruckgewerbe, für Chemigraphen und Kupferdrucker, für Gärtner, Tapezierer, Steinsetzer, Maler, Bäcker und Konditoren, Schneider, Töpfer, Schuhmacher, Lederarbeiter. Nebenbei sei erwähnt, daß das Abkommen mit dem Zentralverband deutscher Konsumvereine mit einer ganzen Reihe vorstehend nicht genannter Verbände abgeschlossen ist, zum Beispiel mit denen der Fabrikarbeiter, Fleischer, Handlungsgehilfen, Tabakarbeiter, Transportarbeiter. Von den Arbeitsgemeinschaften für einzelne Orte gelten allein 10 nur für Berlin.

In den Vereinbarungen erklären es meist die Arbeitgeber für eine Ehrenpflicht die Kriegsteilnehmer, die bis zur Einberufung zum Heeresdienst bei ihnen beschäftigt waren, nach ihrer Entlassung tunlichst (wenn sie sich innerhalb einer bestimmten Zeit, in der Regel 2 Wochen, dazu melden) wieder in ihre früheren Posten einzustellen. Die zuerst Eingezogenen haben den Vorzug. Die Arbeiter, die während des Krieges diese Posten ausfüllten, haben sie den Kriegsteilnehmern bereitwilligst wieder einzuräumen. Dagegen dürfen Arbeiter, die bereits vor dem Krieg in diesen Betrieben beschäftigt waren, nicht entlassen werden, um freie Plätze für Kriegsteilnehmer zu schaffen. Kriegsteilnehmer (in einigen Arbeitsgemeinschaften auch gesunde) genießen in allen Arbeitsnachweisen des Berufs bei der Arbeitsvermittlung den Vorzug. Die Wiedereingestellten werden zu den üblichen Löhnen entlohnt. Läßt der körperliche Zustand der Kriegsteilnehmer eine weitere Beschäftigung in den Betrieben der betreffenden Branche nicht zu, so soll ihnen die Arbeitsgemeinschaft behilflich sein eine ihren physischen Kräften und sonstigen Fähigkeiten angemessene Tätigkeit zu erlangen. Sie soll die Kriegsinvaliden auch bei den vorhandenen Ausbildungsstellen zur Vorbereitung für andere Berufe unterzubringen suchen. Die Arbeitsgemeinschaft für das Gastwirtsgewerbe beabsichtigt sich mit der Arbeitsbeschaffung zu befassen und wendet sich an die zuständigen Behörden; diese sollen die Pächter von staatlichen und städtischen Betrieben veranlassen ihr Personal durch den paritätischen Arbeitsnachweis zu beziehen und ebenfalls

³⁾ Siehe Kriegsfürsorge: Neue Arbeitsgemeinschaften, im Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 30. September 1916.

kriegsinvaliden Berufsangehörige einzustellen. Nach den Vereinbarungen für die Holzindustrie sollen die Behörden veranlaßt werden die Submissionsbedingungen so zu gestalten, daß Firmen, die die Abmachungen nicht erfüllen, von der Zuteilung von Aufträgen ausgeschlossen werden. Im Steinsetzgewerbe will man bei den gesetzgebenden Stellen darauf hinwirken, daß die Verpflichtung zur Beschäftigung von Kriegsinvaliden nach sozialen Grundsätzen in die gesetzlichen Vorschriften über das Submissionswesen aufgenommen wird. Die vertragschließenden Organisationen haben den Vertrag den Behörden, die Aufträge im Gewerbe vergeben, zur Berücksichtigung bei Arbeitsvergaben unterbreitet und zahlreiche Zustimmungserklärungen erhalten.¹⁾ Die Arbeitsgemeinschaft für die Buchdrucker sieht vor, daß eine geringere Entlohnung, die immer erst beim Tarifamt zu melden ist, nur auf eine gewisse Zeit zulässig ist. Nach dem zwischen dem Verband der Bureauangestellten und dem Hauptverband der Ortskrankenkassen abgeschlossenen Vertrag soll eine dauernde Steigerung der Leistungsfähigkeit von Kriegsinvaliden auch eine entsprechende Erhöhung eines etwa verkürzten Gehalts bedingen. Der Kriegsausschuß der Berliner Metallindustrie hat eine besondere Meldestelle der Arbeitsangebote für Kriegsinvaliden errichtet. Die Abkommen für das Braugewerbe, Gastwirtsgewerbe, Sattlergewerbe, Transportgewerbe in Groß Berlin und das Steinsetzgewerbe sehen vor, daß für die Kriegsinvaliden die tariflichen Arbeitsbedingungen gelten und zwar auch die Löhne bei nicht erheblicher Minderung der Leistungsfähigkeit. Die Arbeitsgemeinschaft in der Lederhandschuhindustrie gewährt den unterzubringenden Kriegsteilnehmern auch Fahrgelder, wenn eine Vermittlung nach auswärts erfolgt. Zur Erledigung aller Lohnbeschwerden hat sie in allen Orten eine paritätische Schlichtungskommission eingesetzt, die ein ihr nicht angehörender, von ihr zu wählender Obmann zu leiten hat.

Die Organisation der Arbeitsgemeinschaften ist sehr mannigfacher Art. Das Bäckereigewerbe will ein Zentralarbeitsamt mit dem Sitz in Berlin errichten. Ihm sollen Bezirksämter unterstellt sein, die dafür Sorge zu tragen haben, daß in allen größeren Orten ihres Bezirks Unterkommissionen in gleicher paritätischer Zusammensetzung in Wirksamkeit treten. Im Steinsetz- und Pflastergewerbe ist die Verteilung der Kriegsinvaliden den Tarifinstanzen übertragen. Die Arbeitsgemeinschaft im Holzgewerbe will die Beratung der Kriegsinvaliden in jedem Ort Vertrauensleuten der Arbeitgeber und Arbeiter zuweisen. Die Arbeitsvermittlung übernehmen ausschließlich die von beiden Parteien verwalteten oder benutzten Arbeitsnachweise.

Die Wirksamkeit der Arbeitsgemeinschaften ist überall als vorteilhaft anerkannt worden. Gelegentlich der Tagung für Kriegsinvalidenfürsorge, die vom 23. bis zum 26. August in Köln stattfand, haben die Gewerkschaftsgruppen sich in einer Sondertagung mit dieser Frage beschäftigt. Legien, der einen Vortrag über die Verwendungsmöglichkeit der Kriegsinvaliden in der Industrie hielt, verlangte, daß die Arbeitsgemeinschaften, die ihren Zwecken sehr gut dienen, allgemein durchgeführt werden. Die Gewerkschaften dürften bei der Fürsorgearbeit nicht ausgeschaltet werden, denn nur unter ihrem Einfluß könne der Kriegsinvaliden die Vorteile der organisierten Arbeit wie Lohnregelung usw. teilhaftig werden, ohne selbst in

¹⁾ Siehe Fürsorge für Kriegsbeschädigte und heimkehrende Krieger, in der Sozialen Praxis vom 6. Januar 1916.

Kämpfe mit den Arbeitgebern eintreten zu müssen. Insofern haben die Gewerkschaften ein großes Interesse daran die Kriegsinvaliden möglichst unter ihren Einfluß zu bringen. Daß die Gewerkschaften nicht nur Kampforganisationen sind, habe der Krieg bewiesen. Die Sondertagung der Gewerkschaftsgruppen nahm einstimmig eine Resolution an, in der es heißt, daß »die weitere Schaffung von Arbeitsgemeinschaften als wirksamste Unterstützung der Kriegsbeschädigtenfürsorge . . . überall und für alle Berufe zu erstreben« sei. Auf der Gesamttagung erhob nur ein Vertreter der Wirtschaftsfriedlichen Verbände Protest gegen die Arbeitsgemeinschaften; sie hätten deshalb keinen Erfolg, weil es zwischen den Unternehmern und den Gewerkschaften an dem nötigen Vertrauen fehle. Dieser Einwand wurde dadurch erledigt, daß die Gewerkschaftsgruppen (freie, christliche und Hirsch-Dunckersche, Polnische Berufsvereinigung, Arbeitsgemeinschaft für einheitliches Angestelltenrecht und Werkmeisterbund) die einstimmig beschlossene Erklärung abgaben, daß sie die gelben Organisationen als unabhängige Vertretungen von Arbeiterinteressen nicht anerkennen könnten und das Zusammenwirken mit ihnen ablehnten. Eine große Versammlung in Berlin, in der über die Kölner Tagung berichtet wurde, sprach durch Annahme einer Resolution ebenfalls aus, daß die Arbeitsgemeinschaften zur Kriegsinvalidenfürsorge in erster Linie berufen seien.

Die Arbeitsgemeinschaften fügen sich auch sehr gut in den Rahmen der allgemeinen Kriegsinvalidenfürsorge ein. Die örtlichen, nennen wir sie einmal: öffentlichen, Fürsorgestellen müssen in engste Verbindung mit den am Ort bestehenden Arbeitsgemeinschaften treten. Bestimmte Kriegsinvaliden, namentlich solche mit nur leichten Verletzungen, bei denen ein Berufswechsel nicht in Frage kommt, können sofort von den Fürsorgestellen den Arbeitsgemeinschaften zur weitem Obhut übergeben werden. Die Schwererverletzten müssen allerdings von der Fürsorgestelle zunächst an die Berufsberatung gewiesen werden. Aber schon hierzu können die Arbeitsgemeinschaften ihre Vertreter (vielleicht je einen Unternehmer und einen Arbeiter) stellen. Nach einer Umfrage der Generalkommission der Gewerkschaften sind bereits in 147 Orten 931 Gewerkschaftsvertreter als Berufsberater tätig. Allerdings entfallen davon rund 300 allein auf Berlin. Zieht man noch die Zahlen einiger Großstädte ab, so bleibt für das übrige Reich wenig übrig. Es ist also auch in dieser Richtung noch viel zu tun. Nach der Berufsberatung, die wiederum verschieden gehandhabt werden kann (Einzelberatung, die sehr zu empfehlen ist, und Kollektivberatung), kann die Zuweisung des Kriegsinvaliden zu der in Frage kommenden Arbeitsgemeinschaft erfolgen. Es ist wünschenswert, daß die Vertreter der Fürsorgestelle und der Arbeitsgemeinschaften öfter zu größeren gemeinsamen Besprechungen zusammenkommen, um Erfahrungen auszutauschen und ihrem Wirken eine einheitliche Richtung zu geben.

Wie lange die vereinbarten Arbeitsgemeinschaften bestehen bleiben sollen, ist meist nicht bestimmt. Nach dem Vertrag im Bäckereigewerbe sollen die Grundsätze der Arbeitsgemeinschaft nicht nur für die Dauer des Krieges gelten sondern so lange, bis die Aufgabe, die sie sich stellten, erfüllt ist. Das Abkommen der Sattler nimmt ebenfalls ausdrücklich von der Festsetzung einer bestimmten Zeitdauer Abstand. Die Vereinbarung des Berliner Transportgewerbes soll für die Dauer des Krieges gelten. Es läßt sich aber sehr

über den Feldern, meine Freude die bunten Wolken. Nicht in der Stube, nicht im Zubehör fand ich mich, ich war draußen zu Haus, eben ein Landkind. Nur leider brauchte ich ein Bett und ein Kleid und sonstiges, und, leider, leider, es waren Menschen da, und damit fing der Ärger an und das Nagen und die Verrücktheit.

Zum Fuchs und zum Kuckuck, ich war doch so glücklich, wenn aber Eltern und Geschwister da sind und eine Erzieherin einem aufhockt und Dorfvolk da ist, dann wird man vernichtet. <Ja, sofern man unbeseelt und roh ist und der schwersten, schwierigsten Auseinandersetzung, der, in der Keime zu Himmlischem liegen, nicht die Brust zu bieten imstande ist.> Es kommt zu einer heimlichen großen Schlacht und zu offenen kleinlichen, ekelhaften Plänkeleien und Menschenfresserei, man frißt sich unter einander auf, nachdem man sich durch Vergiftung unschmackhaft gemacht hat.

Ach mein Gott, ich breche auf die Kniee vor Liebe und möchte heraus aus dem Pappenkram und dem Leimhaus. Warum kann man Menschen nicht lieben wie man die Abendwolken liebt, bis sie grau werden und ganz weg sind? Oder wie einen Vogel, der sich sein Kleidchen putzt, sein Körnchen nimmt und gerade seine Manieren dabei hat? Die Menschen sind über alle Beschreibung lästig. Sie behelligen einen mit Geschenken und hauen einem eins runter, und man soll sie nicht verabscheuen! Sie kommen in den Träumen wieder, reden von ihrer Schwäche und Not und Trauer, heben die Hände warnend und anklagend zum Himmel, ziehen womöglich ein Kleid von sich und zeigen nicht nur öfters ihre mangelnde Schönheit sondern Wunden, da und da Wunden, eine blutige, entzündete Grube da, wo ihr Herz sitzt. So schmerzhaft, so peinlich und eine wahnsinnige Dummheit dazu. Sie weisen mit Fingern auf unser Herz. Das ist nichts als ein fiebernder, gärender Giftschlauch, der sich nach dem Messer des Arztes oder Schlächters sehnt. Ob es noch Genesung gibt? Aber wenn mein Herz durch eine grausame Operation noch genesen könnte, genesen deshalb die Herzen der anderen, heilen diese vernachlässigten, dummen, schlimmen Wunden?

Ob noch einmal die Sonne aufgehen wird, und man wird den Kopf drehen und spähen und am Fensterrahmen vorbei lächeln, weil die treuen, sanften Bäume über der Hecke in entzündetem Gold stehen und sie mit einem roten Schelmenblick herübergreift? Ach, einmal noch die Sonne in Freiheit über der Hecke sehen und dann erklären, daß wir es so wie es da ist weder mögen noch bezwingen können. Diese Art von Krempelei, von Verwirrung, Geholze und Verstellung gefällt einem nun mal nicht; lieber sich lang auf den Wind legen und in die verständigen, süßen, aromatischen Einöden fahren; sich abladen in dem wie eine Kindermuhme streichelnden unparteilichen Wasser, von ahnungsvollen Freiheitsschauern getränkt werden; sich als Sonnengold auf das Blaubeerkraut unter die Kiefern legen. Das wäre doch viel angenehmer. Und dann bleibt man im Unangenehmen und kriegt ein Stück Brot in die Hand und zittert schuldbeladen. Die armen Menschen haben das für dich gesät — ach nein, zuerst den kalten, Dunst aushauchenden Erdgrund gepflügt, ihn gedüngt, geeggt, dann gesät, mit kaffeebraunen dünnen Händen, vor Hitze kleinen, trocknen Gesichtern geerntet, gedroschen <was noch weiter?>, gemahlen, für dich eingeteigt und gebacken. Wozu denn das? Damit du mit dem Winde abfährst und als

Sonnengold auf dem Blaubeerkraut liegst? Nein, doch nicht, zu ganz anderen Zwecken. Die sind dir Holzkopf verborgen, die nagen wie der Strom in unterirdischen Höhlen. Und kein Wille, kein Denker kümmert sich um das geile alberne Geschöpf, das mit roten Backen der Beschämung sein Brot ißt und den Bissen im Munde quellen fühlt und ihn doch herunter-schluckt, um sich zu mästen.

Wird der Denker immer von fern stehen in seinem reinen, reichlichen Festgewand, wird er es zulassen, daß sich sein Geschöpf in Unerleuchtung abquält und fast umbringt? Bin ich schuld daran, daß er mir vorenthalten wird, der mir doch zugehört? Meine Seele stöhnt: Nimm mich, ich bin arm. Dennoch besitze ich mehr als die Naturgötter mir schenken. Wenn ich in die Stadt komme, wird das ganz offenbar. So wie es ist geschieht ein gewaltiger Zusammenprall von zwei entgegengesetzten Arten von Göttern, wenn das Landkind zur Stadt kommt. Zu einer förmlichen Wahlstatt wird das Gemüt.

Der Menschengott reichte bei meiner ersten Bekanntschaft nicht weiter als bis zu dem stumpfen Turm der Marienkirche. (In Danzig wenigstens reicht er so hoch, aber das ist doch schön hoch im Verhältnis zu einem Taubenschlag oder einem Scheunenfirst.) Nun sieh's dir an. Die Wälle umhegen das Brutnest, in enger Wärme haben da Geister gebrütet, und ihre Jungen waren so und so, Paradiesvögel und Hähne, dunkle Adler und fromme, große Tauben. Ich denke an die Gänse zu Hause an den Wegrainen; auf den Triften passiert nichts, da verklingt ihr unartikulierte, immer gleiches Trompeten. Die Genien von der Wiese und aus den Buchenbüschen sind in den Erdgrund gesunken, oder sie haben sich in dem kläglichen langweiligen Windzug, der immer fort zieht und zieht, aufgelöst. Ich weiß nicht mehr, ob die Altäre drüben an den Steinkaulen auf dem weißen Sand der Abendsonnberge noch stehen; ich dürste nach dem Segen der feuchten Stille, der gänzlichen Vereinsamung, in der sich blaue Augen im Leichten auftun, die mir den Anfang der Freiheit zublicken, wo die Erde vor meinen Füßen eins ihrer unermeßlichen Augen auftut und mich ansieht, mich an sich saugt, haucht, spricht; ferne heimatliche Träume steigen aus der Tiefe des Auges.

Hier taste ich dem schönen Menschengott auf den Leib. Wenn es sich um den Neptunsbrunnen handelt, ist es noch auszuhalten. Schlimm wird das unruhige, zerrissene Entzücken, wenn es sich um Gebäude handelt. Da und da sitzt eine Kirche und redet groß und standhaft, aber immerhin orthodox; in ihrem Leib rollt Musik. Ein Lichtfleck oben auf einem hochgestreckten Fenster liebäugelt mit mir, anders als aus der Scheibe eines Katenfensters. O mein Gott, anders! Ich schäme mich für die kaum aus der Erde gestiegenen Katen. Der Menschengott greift mich hart an; die Naturgötter überwölben, übertürmen, überschwemmen meine Brust. Ich werfe trotzdem dem Menschengott meine Liebe hin, und nun bleibt nichts in mir außer Aufruhr und dem schwarzen Gefühl der Abtrünnigkeit. Ja, ich weiß nicht, woher ich's nehmen soll, um meiner Ohnmacht und Dummheit aufzuhelfen. Und siegreich muß ich doch sein, da ich das Helle liebe. Solche Tumulte nennt man Jugendlück.

Im Schatten der mächtigsten Kirchenmauern schleicht eine ausgeplündert

aussehende ältliche Frauensperson. Eins der verräucherten Giebelhäuschen nimmt sie auf, also wohnt sie da wohl und schleicht ihre Tage in dem empörend grausamen Schatten eines starr gewordenen heiligen Gedankens zu Ende. Was für ein Ekel sind diese ängstlichen, schmalbrüstigen Schattenhäuschen, sie sind mufflig unwürdig durch und durch, jahrhunderte altes Arom von Sklavenhaftigkeit, Trümmerhaftem, Lippendienstbarkeit umgibt sie.

Die Genien der aromatischen Wildnis erheben Geläute, Flüstergesang in mir. Der Landmann, der die Sonne aufgehen sieht aus seiner armen Kate, steht von Freiheit rot angeglänzt wie ein Baum oder sonstiger Liebling der Erde da. Die Augen, die hier aus den hoffnungslos nachtgefärbten Fensterchen nach dem greifbaren Menschengott ausschauen, sind wohl längst stumpfsinnig, was besser wäre, wahnsinnig geworden. Heraufschwindeln will die ältliche Frauensperson zu dem großen Gedanken von Sankt Marien, herauf, herauf, bis der Blick oben ist, dann wird's hell, dann wird's selig: Tauben, Wolken. Sie muß sich dazu tiefer als auf die Knie werfen, sie muß sich auf den Bauch legen und die Augen verrenken und kommt doch nicht dazu. Wie schrecklich, wenn sie darüber verzweifeln sollte, sie, die den Dom bauen half.

Tauben und Wolken hat man draußen, ohne zu schwindeln, ohne im Schatten zu krepieren. Ach, ich kann nicht dafür, daß es Leute gibt, die sich in muffligen Schattenhäusern so ängstlich eng um das Große sammeln, daß sie es nie übersehen können. Genug, der Menschengott ist leibhaftig da, man bückt sich vor sich selber, wenn man sich vor ihm bückt, man schwindelt zu sich selber auf, wenn man den Blick an seinem Leib heraufschickt. Das sollte man sich wenigstens sagen. Das ältliche Frauenzimmer weiß das am Ende haargenau, ich könnte mir die Finger lecken nach dem, was sie vielleicht alles weiß. Es gehört zu meiner Ratlosigkeit mir Verantwortung auf die Brust zu packen, wo es gar nicht nötig ist.

Dem Zeughaus sehe ich in sein dunkel markiertes Soldatengesicht und bin müde; von rückwärts kommt mir eine starke Kirche auf den Nacken. Durch einen gewölbten Torweg sehe ich in der Vergangenheit milden, gefährlichen, modrigen Rachen; die Historie kommt majestätisch heraus gegangen, ein geharnischtes, über und über geschmücktes Roß kommt heran und trampelt die lebendigen Eintagsblümchen auf seinem Weg zuschanden. Die Schmetterlinge fallen in dem heißen Brodem, der aus seinen Nüstern stößt, zu Boden. Aber die aufgehäuften Zierwerke machen sich breit, dies zärtliche Spielzeug, dies geformte Fluß- und Meerwasser, diese Götzenbildchen, dies Sammelsurium aus Stoffen und Farben, dieser Geist im Extrakt, diese Verliebtheit ins Dasein von damals.

O du herrliches Dasein draußen auf dem Moor, wo der Porscht sich verkündet und die wilde Ente nicht stört, wenn sie schnattert! Da ist doch eher Aussicht den Kampf vorwärts zu tragen, da bin ich doch kahl und ungefärbt und kann eher von dem gefunden werden, der sich meiner Hilflosigkeit und Verwilderung annimmt. Dies hier ist Verführung zum Gottesdienst aus zweiter Hand. Oder — — Ach, ich weiß es nicht, ich hab' Kopfschmerzen. Ich möchte lieber aus einer Wolke herabweinen in die Tiefe eines knospenden Busches, damit da die unschuldigen Anemonen sich öffnen. Ich möchte auf dem sommertrocknen Hang im Thymian liegen,

wo jedes blühende Türmchen, jedes Kieselchen meinem Vater gehört, wo sich alles leise schwermütig, demütig, hoffnungslos abspielt und nur das Drama in meiner Brust sich ungeheuerlich abhebt, mein Herz einzig und allein um Hoffnung vorwärtsstampt.

Wie kommt es, daß mich die Menschengötter verwirren, zerreißen, statt mich zu trösten, daß sie mir übermächtig aufhocken und mich in gepfefferte Not stürzen? Es ist noch besonders peinlich und angreifend, daß hauptsächlich die Götter aus der Vergangenheit ihre Wunderspiele sehen lassen. Natürlich quält es doch nicht allgegenwärtig und zeitlos zu sein. Aber hali, wie komme ich darauf dies zu verlangen? Wie komme ich darauf mit Schmerz zu bemerken, daß ich keine schön und groß geprägte, wirkungsvolle Persönlichkeit bin? Warum ist es mir nicht gleichgültig, in welcher kleinen Vermummung ich hier auftrete? Sollte in dem allen nicht eine Erinnerung an Besitz, eine Vorahnung von Reichtum stecken? Jedenfalls will ich mein Gesicht vorwärts und nicht rückwärts tragen. Am besten, ich entschiebe mich kurzer Hand für mein Altgewohntes und kniete draußen auf der ödesten Trift, ohne Thymian und Büsche, in denen Frühlingsblumen wohnen, kniete da ohne Zierrat und Ablenkung und kleinen Trost und ränge da mit der Last der ganzen Welt auf der Brust, mit der Last, die nur das Eingreifen höherer Wirklichkeit heben und verwandeln kann.

Nein, es ist ein Elend. Die Forderung bleibt und quält, so ungeheuerlich sie sein mag, daß ein unwissender, einfältiger Mensch die Göttermächte samt und sonders in sich aufnimmt, sie versöhnt, einordnet, sie bewältigt, beherrscht. Das kann so ein kleiner, dünner Mensch nicht, da bleibt er ja immer und immer in haarsträubender Angst in seinem Grabe, wühlt da herum, und der Stein bleibt davor.

Dies Nagen herumzuschleppen soll eine Vergnügungsreise sein! Wahrhaftig, unbelehrte Leute gehören nirgendswo hin, die sollten mit ihrer Kindsfrau in einer Kammer bleiben und Gott danken, wenn sie sich da nicht an einem Zwirnsfaden erwürgen. Unbelehrte Leute bekommen hin und her Zeichen, Winke. Wenn sie nur aufpassen wollen.

Der höhere Besitz, der Denker meldet sich doch einmal an und ist in seiner Einkleidung so wirksam wie sonst keine Kraft, so unverrückbar wahr und mächtig wie es der hehrsten Männlichkeit eignet, heute wie damals, als heldenhafte Seher Zeugnis von ihrem ihnen innewohnenden Erbteil ablegten.

Es ist zunächst weiter nichts, als daß ich aus meiner alten bescheidenen, trägen und heimlich prophetischen Giebelstube in den Garten heraussehe. Da sind die Bäume im Halbkreis um den herbstlichen Rasen. Da ist der weite, trübe, braune Acker, den die Bäume (ein paar Akazien, sonst Birken) nur mit ihren Gipfeln überragen. Es liegt eine sättigende Befriedigung darin, daß die Bäume dreimal so hoch sind als sonst, ganz wunderfein schlank und milde, von einem unbeschreiblich ahnungsvoll heimatlichen Ausdruck; das schmale, welke Laub ihrer Kronen in verschleierte heller Abendluft tut wundergut anzusehen.

Aha, ich träume. Es ist zum Sattwerden schön, daß der nebeldunkle Acker hinter den Stämmen steigt, steigt, weithin ein eintöniger, weicher Plan.

Doch es ist Scherz, daß ich nicht gleich den Anfang damit mache von dem

Hellen in der aufgehäuften trüben Dunkelheit zu reden; es liegt an meiner neuen Ergriffenheit bei der Begegnung. Etwas ist da und trifft mich geradewegs in den Herzkern: Ein grünes Feuer ist im Acker. Es ist kein Kartoffelfeuer, Zigeuner haben es nicht angesteckt, es ist auch kein bengalisches Licht. Ein klares, Anteilnehmendes Auge hat sich aufgetan und sieht mich an. Ein einziger, notwendiger, himmlischer Stern ist in der Nacht des Ackers aufgegangen. Meine Dunkelheit hat sich zu Leben besonnen.

Ich habe etwas in dieser Welt; ich warte nicht umsonst auf mich, auf das, was mir zugehört. In mir breitet sich Ruhe aus, von meinem Herzen läßt der würgende Wahn, daß es dazu bestimmt ist im Bodenlosen sich nutzlos totzujagen. Ich kenne Ruhe nur wenig, ich bin zu sehr auf Wonne erpicht und muß mich immerfort gramvoll aufregen. Dies ist Wonne. Der Geheimnisvolle kündigt sich an. Nun will ich hundert und hundert Tage hier stehen und hineinsehen in das Halbrund, mich an den Birken freuen, mich in den Äckern ausgebreitet fühlen, die ein Auge gewonnen haben. Vielleicht hocken da fern in Erde und Trübe wohltätige Wesen, angeglänzt und tiefsinnig, und fachen das Feuer damit an; daß sie mein Schreckliches verbrennen, meine Narren- und Knechtskleider, das Brett vor meinem Kopf. Das ist gewiß: Die widergöttliche Not verläßt mich. Der Wonnestern brennt mir zum Heil. Ob das dem Leben Sporn und Süßigkeit gibt?

Oder die Kleebrache hinter der Scheune und dem Ententeich. Du weißt, das Feld, das sich ungehindert (was tut der schüchtern einschneidende Feldweg?) geradewegs in die Ewigkeit verliert, über dem ein sprechender Himmel steht, ein in den Seelengrund sprechender Himmel, ob unter der Herrschaft des Lichts in blauer Pracht und königlicher Bewölkung oder in der dämonisch feindlichen Schwermut von Wetterwänden. Das Feld, in das ich mich verlor. Und es war, als ob Vögel Stücke meines Wesens nahmen und davontrugen in alle stummen Brunnen der Nichtigkeit; das nämliche Feld, das mich eine bindende Kraft ahnen ließ, die mich zu Kristall und uneinnehmbar machen konnte. Verzerrung, viele Sorten von Gespenstern und Verwesung gingen auf dem Feld um und ließen mich den Jammer kosten. Das Feld bereitete ein atlaszartes Rosenblatt, hob mich über den Spuk und schaukelte mich gesund. »Das Leblose ist nicht das Tote, das Tote lebt im Menschen ein Scheinleben«, sagte das Feld. Oder: »Der Stein vor deines Grabes Tür ist zu schwer, du kannst nicht auferstehen, du kannst es nicht und wirst es doch tun, du, das ist etwas anderes als dies Ding mit seinen Aus- und Rein-, Ein- und Hinfällen. Du wirst es können, wenn die Vielheit in dir zur Einheit und Wirklichkeit geworden ist.«

In einer Nacht war's wohl das Feld. Feucht, gelb, unsichtig alles vor mir, um mich, über mir, zu Füßen betauter kurzer Klee. Ein enorm hohes Gerüst von Balken, eine Schaukel drin hängend, darauf ein Mann. Weit, weit hin ist dies wohl das einzige, was ausgerichtet ist. Der Mann schwingt heraus in die Uferlosigkeit und zurück in sie hinein. Es sind gewaltige Dimensionen, aber angemessen, das weiß der träumende Geist erst recht hell, als mit einemmal das Gesetz von Ursache und Wirkung umgestoßen wird und Willkür, Ungeheuerlichkeit in Erscheinung tritt. Der Schwung der großen Schaukel löst sich, er geht ins Riesenhafte, ohne den Zusammenhang mit den Balken zu verlieren. Das Herz erstarbt, der Kopf will er-

RUNDSCHAU

OFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Max Quarck

Adams Lehmann † Die Kriegszeit reißt große Lücken auch in die Reihen der Sozialpolitiker. In

Hope Bridges Adams Lehmann, deren allgemeine Bedeutung für den Sozialismus und den Menschheitsgedanken Paul Kampffmeyer hier (in diesem Band, pag. 1137f.) in wenigen Worten darzustellen versucht hat, verlor auch die deutsche Sozialpolitik eine der energischsten Mitkämpferinnen. Als Ärztin in Frankfurt am Main verfaßte die eingewanderte und völlig heimisch gewordene Frau nicht bloß das 2bändige Frauenbuch (es erschien zuerst 1894-1895, dann unter dem Titel Die Gesundheit im Haus 1899), das noch heute die gründlichste und vorurteilsfreieste Darstellung des Frauenorganismus und seiner hygienischen Pflege ist, sondern sie griff auch unmittelbar und praktisch in die Anfänge der modernen Frauenbewegung ein. Sie zog die öffentlich interessierten Frauen zu volkswirtschaftlichen Lesestudien heran und war bei der Gründung des Frankfurter Lehrerinnenvereins sowie der Krankenkasse für Lehrerinnen ausschlaggebend tätig. Noch heute zeigt deshalb die Frankfurter Frauenbewegung die Spuren ihrer anfeuernden Einwirkung. In mehrfachen Aufsätzen, in der Neuen Zeit, in den Sozialistischen Monatsheften wie in der Tagespresse, hat sie dann später in ihrer badischen und Münchener Zeit das Wort zu sozialpolitischen Gegenständen ergriffen, das weit über den Kreis der bloßen Frauenfrage hinaus wirkte. Ihre großzügige und kräftige Natur tat frühzeitig das ihrige dazu, daß auch die sozialen Ziele der Frauenbewegung über das eng Feministische hinauswachsen, und daß sich die Frauen ihren Platz als gleichberechtigte Mitkämpferinnen an der Seite der Männer und in der Zusammenarbeit mit diesen suchten. Die deutsche Sozialpolitik wird den Namen der mutigen Frau und den Einfluß ihrer wissenschaftlich geschulten Persönlichkeit in Ehren halten.

Prezner † Am 20. Oktober starb in München der Vorsitzende des dortigen Gewerbebezirks Dr. Karl Prezner, 46 Jahre

alt. Er war einer der vorurteilslosesten und einsichtigsten Sozialpolitiker, die Deutschland besaß. Sein soziales Verständnis und seine strenge Unparteilichkeit sind namentlich auch in der Arbeiterschaft stets warm anerkannt worden. Er wurde daher häufig als Unparteiischer oder als Sachverständiger bei der Austragung von Konflikten zwischen Unternehmern und Arbeitern zugezogen. So war er neben Wiedfeldt (Essen) Mitglied des Zentralschiedsgerichts für den Bauarbeiterschutz für das Deutsche Reich, den er seit 1907 schaffte. Noch vor 2 Wochen konnte hier in der Rundschau Rechtswissenschaft (in diesem Band, pag. 1127) mitgeteilt werden, daß Dr. Prezner gemeinsam mit von Schulz als Gutachter in einem Prozeß fungieren sollte, der die Frage des Boykotts zu klären hatte. Dagegen scheiterten die großen Verhandlungen über die Auslegung des zentralen deutschen Bauarbeitertarifs, der unter seiner Mitwirkung zustande gekommen war, im August 1914 trotz seiner Mitgliedschaft beim Zentralschiedsgericht. Prezner war auch auf seinem Gebiet literarisch hervorragend tätig, besonders als Mitarbeiter des Einigungsamts /Berlin, Springer/, in dessen 3 Jahrgängen, 1913 bis 1915, sich zahlreiche Arbeiten von ihm (über die Entwicklung des Tarifvertrags, über Anstellenrecht, Kassenfragen usw.) befinden. An der Münchener Handelshochschule hielt er Vorlesungen über den kaufmännischen und den gewerblichen Dienstvertrag. Seine Vorträge über den gewerblichen Dienstvertrag nach deutschem Recht erschienen gesammelt als Leitfaden für Arbeitgeber und Arbeitnehmer /München, C. H. Beck/. Der Verstorbene hat seine große Begabung und seine Arbeitskraft ganz der Allgemeinheit gewidmet. Für die deutsche Arbeiterklasse bedeutet sein Hinscheiden einen schweren Verlust.

Übergangswirtschaft Die Reichstagskommission für Handel und Gewerbe hat am 14. Oktober ihre vertraulichen Besprechungen darüber begonnen, welche Maßnahmen das Reich beim Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft zu ergreifen hat. Veröffentlicht ist aus diesen Beratungen eine Art Programm, das der Staats-

sekretär des Innern Dr. Helfferich vorlegte. Die Richtlinien für den sozialpolitischen Teil der Übergangswirtschaft werden in folgenden Sätzen des Berichts wiedergegeben: »Auch menschliche Arbeit sei zerstört durch die Todesopfer des Krieges und durch die Verkrüppelungen, die der Volkswirtschaft Kräfte entziehen, und dabei sei noch zu bedenken, daß die noch vorhandenen Arbeitskräfte hauptsächlich für den Krieg und Kriegsarbeiten verwendet werden. In diesem Zusammenhang wies der Staatssekretär auf die gewaltige Zunahme der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeitskräfte hin, die natürlich im Interesse unserer nationalen Zukunft so bald als möglich wieder zurückgehen müsse. Die Rückkehr zur Friedenswirtschaft soll unter staatlicher Führung erfolgen; deshalb ist ein Reichskommissar für die Übergangswirtschaft eingesetzt worden. Seine Hauptaufgabe wird sein: die Zurückführung der Soldaten in die Friedenswirtschaft, die Beschaffung der notwendigen Arbeit, die Kriegsinvalidenfürsorge, die Herausziehung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte und die Wiederherstellung der zum Teil aufgehobenen Arbeiterschutzgesetzgebung.«

Für die »Zurückführung der Soldaten« und die »Beschaffung der notwendigen Arbeit« muß man die Einzelbeschlüsse der Kommission abwarten. Sie werden sich hoffentlich in der Richtung einer Zusammenfassung und Vorbereitung des sozialpolitischen und berufsmäßigen Ausbaus der öffentlichen paritätischen Arbeitsvermittlung und in der Schaffung paritätischer Schlichtungskommissionen zur Erledigung der sozialen Ansprüche der heimkehrenden Krieger bewegen. Nicht unwidersprochen kann und darf aber der Versuch des Staatssekretärs für Sozialpolitik bleiben die Kommission auf die blanke »Herausziehung« der weiblichen Arbeitskräfte und die blanke »Wiederherstellung der zum Teil aufgehobenen Arbeiterschutzgesetzgebung« festzulegen. Dafür dürfte er weder bei den Organisationen der Unternehmer noch bei denen der Arbeiter Zustimmung finden.

Die kommende deutsche Friedenswirtschaft bedarf in höchstem Maß der Einstellung und Anspannung aller Erwerbskräfte, auch der weiblichen, auch wenn man, was selbstverständlich ist, den zurückkehrenden Kriegern die weitesten und reich verdienten Ansprüche auf Wiedereinstellung einräumt.

Das Problem besteht also nicht im einfachen Ersatz sondern in Einordnung der alten und der neuen bewährten Arbeitskräfte neben einander. Die Verhandlungen des Verbandes für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, die am 16. und 17. Oktober im Charlottenburger Rathaus stattfanden, haben dafür sehr beachtliches Material geliefert. Insbesondere ergaben die sorgfältigen Studien, die Frau Dr. Schumann aus der Metallindustrie vortrug, daß sich bereits eine neue, besonders eingehende und detaillierte Arbeitsteilung für industrielle Präzisionsarbeiten und für die Frauenkriegsarbeit herausgebildet hat, sowie daß die arbeitenden Frauen auch allmählich beginnen in gelernte Einrichterposten für Maschinen einzurücken. Kann die Friedensarbeit solche sich emporarbeitende Kräfte entbehren, nachdem sie durch den Krieg eine Million von Männern verloren hat und Riesenaufgaben neuer und gesteigerter Art vorliegen? Wer hat den Mut diese Frage zu bejahen? Dann kann sie aber nicht einfach mit der Parole beantwortet werden, daß die weiblichen Kriegsarbeiter abzustoßen sind; auch deshalb nicht, weil gerade der Krieg für Hunderttausende dieser Frauen erst die erbarmungslose Notwendigkeit der Erwerbsarbeit geschaffen hat.

Und deshalb darf auch nicht von einer bloßen »Wiederherstellung« der Arbeiterschutzgesetzgebung gesprochen werden. Es handelt sich vielmehr darum für die total veränderten und verschobenen Arbeitsverhältnisse eine wesentlich verbesserte und der technischen Entwicklung angepaßte Schutzgesetzgebung zu schaffen, sowie darum, nicht erst nach dem Friedensschluß sondern schon für die Kriegsarbeiten, das für die vollkommene technische Ausnutzung, aber auch für den Gesundheitsschutz unserer Volksmütter unbedingt Notwendige (Beseitigung der Nacharbeit und der Wechselschichten durch den Achtstundentag) alsbald einzuführen. Der Reichstagskommission ist die nötige soziale Frische und Entschlußkraft für diese ungeheuer wichtigen Arbeiten zu wünschen.

×
Lohnsteigerung Früheren Angaben in dieser Rundschau (1916, 2. Band, pag. 589) über die Steigerung der Kriegslöhne in Deutschland seien neuere aus den berufsgenossenschaftlichen Angaben der deutschen Schwerindustrie angefügt. Nach den

Geschäftsberichten der 8 großen Berufs-genossenschaften für die Eisen- und Stahlindustrie an das Reichsversicherungsamt ist die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter von 1 459 091 im Jahr 1913 auf 1 257 876 in 1914 und 1 179 262 in 1915 gesunken. Dieser, im ganzen relativ geringe Rückgang ist für die verschiedenen Berufs-genossenschaften sehr verschieden. Bei der Rheinisch-Westfälischen Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft ging die Arbeiterzahl von 1913 zu 1915 nur von 212 129 auf 190 140 zurück, bei der Sächsisch-Thüringischen Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft von 195 306 auf 149 037, bei der Südwestdeutschen Eisenberufsgenossenschaft aber von 76 009 auf 49 349. Diese 8 Genossenschaften zahlten 1913 zusammen 2 062 Millionen Mark Löhne, 1914 nur 1 765 Millionen und 1915 1 840 Millionen. Der auf den einzelnen Arbeiter entfallende Durchschnittslohn betrug 1913 1413, in den folgenden Jahren 1440 und 1560 Mark. Bei der Nordöstlichen Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft stieg der Durchschnittslohn von 1321 auf 1640, bei der Rheinisch-Westfälischen Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft von 1871 auf 1961 Mark, und zwar in der gleichen Zeit, in der bei der Schlesischen Eisen- und Stahlberufsgenossenschaft die Löhne nur von 1151 auf 1226, bei der Südwestdeutschen Eisenberufsgenossenschaft von 1409 auf 1413 Mark stiegen. An den Riesengewinnen der Metallindustrie in der Kriegszeit haben auch die Arbeiter, aber nur in verhältnismäßig geringem Maß, Anteil.

× **Berufsvormund-** Bekanntlich ist es einem **schaft** Antrag der Sozialdemokraten in der Budgetkommission des Reichstags in den ersten entscheidenden Augustsitzungen 1914 sofort nach Ausbruch des Krieges gelungen die gesetzliche Kriegsunterstützung auch den unehelichen Kindern von Kriegsteilnehmern zu sichern. Eine Zählung, die das Archiv deutscher Berufsvormünder vorgenommen hat, zeigt die weitgehende soziale Wirkung dieser Reform. Die Zahl sämtlicher unehelichen kriegsunterstützten Kinder betrug nach den Angaben aller Berufsvormundschaften, die Auskunft erteilten, für das Jahr 1915 46 714 gegenüber 141 830 Mündeln überhaupt. Auf die Gesamtzahl von etwa 1 000 000 unehelicher Kinder im schulpflichtigen Alter würden danach etwa 326 540 kriegs-

unterstützte entfallen. Bei einer durchschnittlichen monatlichen Kriegsunterstützung von 10 Mark (die sicher zu niedrig gegriffen ist) würden monatlich 3 265 000 Mark auf Kriegsunterstützung für uneheliche Kinder kommen. Hätten die unehelichen Kriegswaisen bereits gesetzlichen Anspruch auf Waisenrente, so stünde ein solcher Anspruch danach etwa 14 900 unehelichen Kindern zu; denn jenen 141 830 Mündeln entsprechen 2 113 Verwaiste, jener Million Unehelicher, die mindestens in der Bevölkerung vorhanden sind, also die angegebene Zahl. Sie wächst noch von Tag zu Tag. Nichts dürfte also dringlicher für eine gleiche Behandlung der unehelichen und ehelichen Kriegerkinder sprechen als der Hinweis auf diese Zahlen. Die Zahl der Mündel der Berufsvormundschaften hat sich stark vermehrt. Den 368 Berufsvormundschaften von 1914 mit 157 137 Mündeln stehen diesmal nur 317 mit allerdings 160 252 Mündeln gegenüber. Dabei haben noch nicht alle Berufsvormundschaften berichtet. Die Zunahme der Vereinsvormundschaften, die auch im letzten Jahr angehalten hat, zeigt deutlicher als vieles andere, daß die Einzelvormundschaft des Gesetzes den heutigen Anforderungen an die Bevormundung gerade unehelicher Kinder nicht mehr genügt.

× **Kurze Chronik** Wie der Schutz der Bäcker in der Nachtzeit, so macht jetzt im Krieg auch der Gedanke eines frühern Ladenschlusses erfreuliche Fortschritte. So gaben die organisierten Kleinhändler der Kolonialwarenbranche in Frankfurt am Main bekannt, daß ihre Verkaufsstellen bis auf weiteres mittags von 1 bis 3 Uhr und abends von 7½ Uhr ab sowie Sonntags von 8 Uhr ab geschlossen sind. Die Wohltat dieser Arbeitsverkürzung für das überlange arbeitende Ladenpersonal wird sich hoffentlich so gründlich zeigen, daß der kleine Fortschritt auch über die Kriegszeit hinaus erhalten bleibt. × Der Jahresbericht über das Vereinsjahr 1915-1916 des Volksheims Hamburg zeigt den tiefgehenden Einfluß des Krieges auch auf solche karitativen Anstalten. Der Bericht plädiert für Erteilung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen an Fortbildungsschüler, die eine gewisse Prüfung abgelegt haben und sich in einer *Heeresvorschule* als tüchtig erweisen.

×

×

Literatur In den Schmoller-Sering-
schen Staats- und sozial-
wissenschaftlichen For-
schungen /München, Duncker & Hum-
blot/ behandelt Dr. Karl Hoyer das
Müller- und Bäckereigewerbe in Bre-
men. Er bietet eine einfache urkund-
liche Darstellung der Entwicklung der
Unternehmungen der genannten Ge-
werbe seit dem Mittelalter. Gewerbe-
politische Vergleiche mit der Entstehung
und der Geschichte anderer Zunftorgani-
sationen oder derjenigen anderer Städte
werden nicht gezogen, auch die Ar-
beiterverhältnisse nicht behandelt. X
Auf Grund eigener Erhebungen des
Verbandes der deutschen Versicherungs-
beamten gibt dessen Vorsitzender, Ge-
neralsekretär Willi Vollbrecht,
eine Schrift Die Beamten und die Un-
ternehmungen des privaten Versiche-
rungswesens heraus /München, Bay-
rische Druckerei und Verlagsanstalt/,
die objektiv und geschickt alle Seiten
der Lage des Privatversicherungsbeam-
ten beleuchtet und sich in ihren so-
zialpolitischen Forderungen an die An-
schauungen der modernen Wirtschafts-
lehre anlehnt. Es ist eine reiche Fund-
grube von Daten aus der Existenz von
Angestellten, deren Ausnutzung noch
sehr groß ist.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Adams Leh-
mann † Es ist, als seien es nicht
genug der Menschenopfer,
die der Krieg unmittelbar
verschlingt; auch unter den anderen,
und gerade den Auserlesenen, hält der
Tod jetzt überreiche Ernte.
Mit Hope Bridges Adams Lehmann ist
wiederum eine der Besten unserer Zeit
ins Grab gesunken, eine aus jener Ge-
neration mutvoller Kämpfer, die mit
ihrem eigenen Sein Bresche für eine
neue Welt geschlagen haben. Dr. Adams
Lehmann, die Ärztin und Sozialdemo-
kratin, wollte zugleich Bresche schla-
gen für ein neues Frauen- und für ein
neues Menschendasein. Ja, eigenes
Denken und das Studium des Lebens
sagten ihr früh, daß es hier nur ein
Gemeinsames gab, daß die Frau sich
aus den Fesseln, die sie überall beeng-
ten, nur in einer Welt ganz neuer For-
men, neuer Wertungen lösen könne.
Sie, die aus ihrer schottischen Heimat
nach Deutschland kam, um sich hier
zur Medizinerin auszubilden, die sich
noch allen Hindernissen gegenüber sah,
die sich damals der studierenden Frau

entgegentürmten, und in bewunderns-
werter Kraft und Willensstärke dann zur
weitberühmten Ärztin wurde, fand doch
nie, wie so viele Bahnbrecherinnen mo-
dernen Frauentums, Genüge an dem ei-
genen oder dem Aufstieg ihres Ge-
schlechts allein. Sie war nicht Frauen-
rechtlerin, kannte nicht die geistige Be-
grenztheit, die alles nur von einem
Standpunkt sieht. Ihr tatenfrohes Wesen
strebte aus den dürftigen häuslichen
Fraueninteressen heraus nach geistiger
Erfüllung, nach Wachstum, vollem, ener-
gischem, strömendem geistigen Leben.
Aber es erschöpfte sich dann nicht in
dem Kampf um den Beruf. Für sie ging
es vielmehr um die volle geistige und
sittlich-menschliche Befreiung. So ist
auch ihre Behandlung der Sexualität,
des Muttergefühls, der weiblichen Seele
überhaupt zu verstehen. Es ist in der
Frauenbewegung, nach den ersten schar-
fen, aber kraftvollen Einseitigkeiten,
längst wieder Mode geworden das
Spezifische, das *Weiblich-Mütterliche*
zu betonen, ein absolutes Gleichgestelltsein
von Mann und Frau im Leben abzuleh-
nen. Nicht in diesem Sinn etwa hob
Frau Adams Lehmann die Forderungen
der Mütterlichkeit und Sexualität her-
aus. Sie wollte nicht Halbheit. In der
Debatte, die hier in den Sozialistischen
Monatsheften über das Frauenproblem
geführt wurde, und an der sie sich wie-
derholt beteiligte, nahm sie sehr scharf
Stellung für die Berufsarbeit nicht nur
der ledigen sondern der verheirateten
Frau. »Denn es gibt ein gelobtes Land«,
sagt sie hier in ihrem Aufsatz Beruf
und Ehe (1912, 3. Band, pag. 1204 ff.),
»und wir werden es erreichen. Dort
wird die Frau an der Arbeit der Welt
teilnehmen und noch Zeit besitzen für
Mann und Kind.« Und in ihrem Artikel
Die Arbeit der Frau (1905, 2. Band,
pag. 1031 ff.): »Und ebenso ist die Ver-
pflichtung der Frau zur Teilnahme an
der gesellschaftlichen Arbeit ein Grund-
stein unserer sozialistischen Anschau-
ung.« Gäbe es hier keine Vereinigung,
so bliebe eben die ganze Fraueneman-
zipation ein Traumgebilde.
Hope Bridges Adams Lehmann glaubte
nicht nur für die Zukunft fest an die
Verwirklichung dieses Traums. In ihrer
Persönlichkeit selbst hatte er Leben ge-
wonnen. Sie selber war so reich, daß
sie alle Sehnsucht der Frauen in ihrem
eigenen Innern fühlte; daß sie wußte,
welche Woge strömender Kraft sich aus
Liebe und Mutterschaft auch über
das geistige Leben ergießt; daß sie

mit schärfstem Blick die toten Punkte wahrnahm, die ein künstliches Niederhalten dieser Triebe selbst in den geistig kraftvollsten Frauen schuf. In dem schönen Aufsatz Sexuelle Pädagogik, den sie vor 9 Jahren für die Sozialistischen Monatshefte (1907, 2. Band, pag. 749 ff.) schrieb, merkt man, wie sehr ihr diese Fragen am Herzen lagen. Hier beleuchtet sie das Thema von allen Seiten. Sie lehnt jedes schlaife Sichgehenlassen in sexuellen Dingen, und zwar für beide Geschlechter, ab; aber für die Vollblüte von Mann und Frau will sie Freiheit der Liebe, Zusammenleben, Mutter- und Vaterfreude. »Nur wer das ganze Leben kennt«, sagt sie da, »kann andere ganz begreifen, und die beste Arbeit wird stets nur von denjenigen geleistet werden, die selbst im Gleichgewicht des Empfindens und des Genießens stehen.« Und (was eben jetzt äußerst aktuell ist): »Es liegt eine schwere Unsittlichkeit . . . in dem Ausschluß der verheirateten Lehrerinnen von der Schule.« Ihr scheint das Liebes- und Mutterschaftsproblem in der heutigen Gesellschaft unlösbar. Wie sie es sich in einer sozialistischen Zukunft denkt, skizziert sie hier. Für die Erziehung des Kindes hält sie ein Zusammenwirken von Vater und Mutter für unentbehrlich. Sie war überhaupt unter allen in der Öffentlichkeit bekannten Frauen, neben Hedwig Dohm, vielleicht die weitestblickende und vorurteilsloseste.

Hope Bridges Adams Lehmann hat ein überreiches, von starkem männlichen Schaffen erfülltes Dasein gelebt: als Ärztin, als Hygienikerin, als Sozialpolitikerin, als Sozialpädagogin. Und dabei war sie eine unendlich gütige, hingebungsvolle Frau, mit jenem echt weiblichen Zug des steten Helfenwollens. Mehr noch als alle Fähigkeiten ihres Geistes und Willens rühmen alle, die sie kannten, in ihr diese sich selbst vergessende tätige Menschenliebe, eine Opferbereitschaft, die fast keine Grenzen kannte.

Ihr Lebensgang kann hier nur ganz kurz skizziert werden. Hope Bridges Adams wurde am 17. Dezember 1855 zu Halifax bei London geboren. Sie war die jüngste Tochter eines Ingenieurs und Erfinders, der in englischen Fachkreisen sehr bekannt war. Ihren ersten Unterricht empfing sie von ihrer Mutter. Später besuchte sie in London eine Schule und das Bedford College. Nach dem Tod ihres Vaters übersiedelte sie

1872 nach Dresden, wo sie sich zunächst allgemeinen literarischen Studien widmete. In den Jahren 1875 bis 1880 studierte sie Medizin in Leipzig; sie legte dann Examina in Leipzig, Zürich und London ab. Im Jahr 1881 ließ sie sich in Frankfurt am Main als Ärztin nieder, zusammen mit ihrem ersten Gatten, Dr. Walther, der wie sie Sozialdemokrat war. Sie mußte ihre schon damals bedeutende Praxis dann eine Zeitlang niederlegen, weil ein erster Anfall der Lungenkrankheit sie niederwarf, an der sie jetzt zugrunde ging. Dann arbeitete sie Jahre lang in dem noch jetzt weithin bekannten Sanatorium für Lungenkranke, das sie mit Dr. Walther in Nordrach begründete. Hier lernte sie ihren zweiten Gatten, Dr. Lehmann, kennen, mit dem sie bis zum Tod eine leidenschaftliche Neigung verband. Mit ihm und ihren beiden Kindern siedelte sie Mitte der neunziger Jahre nach München über. Bis zu Dr. Lehmanns Tod übten dort beide eine fruchtbare ärztliche Tätigkeit aus; Frau Adams insbesondere galt in München geradezu als die Ärztin. Beim Ausbruch des Krieges, der sie doppelt schwer treffen mußte, zeigte sich wieder ihre außerordentliche Tatkraft: sie ging nach ihrer englischen Heimat, um dort die wirkliche Stimmung kennenzulernen und möglichst für eine Verständigung der beiden Völker zu wirken. Es ist selbstverständlich, daß sie das Verständnis weder für englisches noch für deutsches Wesen verlor; aber es mag uns doch mit Freude und Genußgenuss erfüllen, daß sie sich zuletzt immer mehr auf den deutschen Standpunkt stellte und für ihr zweites Vaterland von ganzem Herzen eine starke Zukunftsentwicklung ersehnte.

In Hope Bridges Adams Lehmann ist dem Sozialismus eine schaffende Kraft, den Frauen eine starke Kämpferin, uns allen ein großer und gerechter Mensch entrisen worden.

× ×
Berufsarbeit Nach amtlichen statistischen Quellen schrieb Dr. Gertraud Wolf eine größere Arbeit Der Frauenerwerb in den Hauptkulturstaaten (München, C. H. Beck). Das Buch wird als Nachschlagewerk vorzügliche Dienste leisten, da eine ähnliche Zusammenstellung bisher nicht existierte. Die Verfasserin sucht zudem die Verwertung der Resultate dadurch zu erleichtern, daß sie überall auf die zu berücksichtigenden Fehler-

quellen, die Verschiedenheiten der statistischen Erfassung, die Mängel in den Aufnahmen usw., hinweist. Soweit diese Verschiedenheiten überhaupt Vergleiche zulassen, ist, wie ja aus Einzelpublikationen bereits bekannt war, eine einheitliche Entwicklungslinie in der Frauenerwerbsarbeit in allen Kulturländern zu verfolgen. Überall, wo mehrere statistische Erhebungen in einem Abstand von etwa 2 Jahrzehnten vorliegen, ist die Frauenerwerbsarbeit rasch angestiegen.

Zwei Gesichtspunkte sind dabei von Interesse: das Verhältnis der berufstätigen zur Zahl aller erwachsenen Frauen und der Anteil der Frauenarbeit der einzelnen Kategorien an der Gesamtproduktion des Landes. »Im ganzen betrachtet sind nahezu drei Zehntel der gesamten weiblichen Bevölkerung erwerbstätig. Ein Vergleich mit der männlichen Berufsbevölkerung zeigt, daß fast ein Drittel der gesamten Erwerbsarbeit von Frauen geleistet wird, daß also auf die wirtschaftliche Mitarbeit des weiblichen Geschlechts nicht mehr verzichtet werden kann.« Hier wiederum ist nach der Art der Arbeit zu scheiden. »Mehr als die Hälfte aller landwirtschaftlichen Arbeiten liegt in weiblichen Händen in Österreich und der Südafrikanischen Union, nahezu die Hälfte in Deutschland und Frankreich, und ungefähr der dritte Teil in Italien, Ungarn und Indien. In Ländern mit fortschreitender industrieller Entwicklung macht sich allerdings auch bei den Frauen schon eine Neigung zur Landflucht bemerkbar, so in Deutschland, Österreich, Belgien, Norwegen und den Vereinigten Staaten von Amerika.« Die enorme Erhöhung der Zahl der landwirtschaftlich arbeitenden Frauen nach der letzten deutschen Zählung war bekanntlich nur formalstatistischer Art. Und dies dürfte auch für andere Länder gelten. Denn gerade in der Landwirtschaft haben wohl von jeher alle erwerbsfähigen Frauen mitgearbeitet. Auffallend ist der geringe Prozentsatz der landwirtschaftlich Tätigen unter der Gesamtheit der erwerbenden Frauen in Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Australien. In Großbritannien ist die naheliegende Ursache wohl das relative Zurücktreten der landwirtschaftlichen Produktion als solcher, in Amerika und Australien die bekannte angelsächsische Anschauung, daß die Frauen möglichst von jeder harten Arbeit zu entlasten seien.

Wie die Verfasserin richtig hervorhebt, ist sozial und kulturell der Kernpunkt der Frauenberufsfrage die weibliche Mitarbeit in der Industrie: weil sie außerhalb der Arbeit darstellt, von ihrer Entwicklung also die Entwicklung der Familienbeziehungen, der Haushaltsführung und Kindererziehung abhängen kann. Etwa der dritte Teil der gesamten industriellen Arbeit des Landes wird in Frankreich, in der Schweiz, in Italien und Indien von Frauen geleistet, etwa der vierte Teil in Österreich, Dänemark, Norwegen, England und Wales, Schottland und Irland; in Deutschland nach der Zählung von 1907 etwas weniger als der fünfte Teil, mit wahrscheinlich starker Erhöhung in neuester Zeit. »Länder mit überwiegend industrieller Frauenarbeit sind vornehmlich diejenigen angelsächsischen Ursprungs . . . dazu kommen dann noch die Schweiz und Belgien. International ganz gleichlaufend scheint die Neigung der Frauen für bestimmte industrielle (und Handels-) Berufe. Überall wenden sie sich in der Industrie in erster Reihe den Textil- und Nahrungsmittel-, Bekleidungs- und Reinigungsgewerben, also den eigentlich weiblichen Beschäftigungen zu und damit zugleich den schlecht entlohnten, während sie erst ganz allmählich in Baugewerbe, Maschinenbau, Eisenbahnwesen usw., also in die hochqualifizierten Berufe eindringen. Es ist klar, daß das Vorwiegen der Frauenarbeit und schlechte Lohnverhältnisse sich gegenseitig bedingen. In Handel und Verkehr findet sich die gleiche Erscheinung. Im Handel gehen die Posten der Stenotypistinnen, Buchhalterinnen und Verkäuferinnen mehr und mehr in weibliche Hände über; auch sie sind die niedrig bezahlten, die nur schwer einen Aufstieg in die höherwerteten Berufsschichten ermöglichen. Eine typisch moderne Erscheinung ist die Frauenarbeit in öffentlichen Diensten und freien Berufen. In dieser Rubrik birgt sich die eigentliche Emanzipationsbewegung. Auch die Höhe dieser Bewegung kommt in den verschiedenen Ländern charakteristisch zum Ausdruck. In England besteht beinahe ein Drittel aller hier Arbeitenden aus Frauen (im Unterricht 710,2 von 1000 Personen); in den Vereinigten Staaten mehr als ein Drittel. »Nahezu drei Viertel des gesamten amerikanischen Unterrichts liegt in den Händen der Frauen.« Es gibt dort 7387 weibliche Ärzte, 3373

Geistliche, 2193 Journalisten, 1041 Baumeister, 1010 Rechtsanwälte, 409 Elektrotechniker und 84 Ingenieure. Auch in Rußland sind, soweit die einzige vorliegende Zählung von 1897 richtige Resultate liefert, relativ viele, nämlich 18 % der erwerbstätigen Frauen in den freien Berufen beschäftigt.

Hervorragend interessant ist das Problem der eheweiblichen Berufsarbeit. Es wird von Gertraud Wolf, wo die Statistik Anhaltspunkte dafür bietet, besonders berücksichtigt. Auffallend ist wieder sofort das Zurücktreten der Ehefrauen unter den beruflich Arbeitenden in Großbritannien, den australischen Kolonien und den Vereinigten Staaten. Nur 5,6 % der Verheirateten, unter den eingeborenen Amerikanerinnen gar nur 3 %, üben Erwerbsarbeit aus. (Freilich beträgt die Zahl der erwerbstätigen Frauen hier überhaupt nur 14 %.) Auch in England sind 82,3 % aller beruflich arbeitenden Frauen ledig. Hier spielt gewiß auch das angelsächsische Frauenideal eine Rolle. In Frankreich ergibt dagegen die letzte Statistik die merkwürdig große Zahl von 52 % verheirateter weiblicher Erwerbstätiger. Gertraud Wolf erklärt sie aus der hohen Beteiligung der Frauen in landwirtschaftlichen und verwandten Kleinbetrieben, wo die Arbeit natürlich in der Ehe fortgesetzt wird. Auch in Österreich kommen die 44,5 % der verheirateten Berufstätigen nur durch die Mithilfe der Ehefrauen in der Landwirtschaft heraus, während sich ohne diese nur 21,8 % Verheiratete ergeben. In Deutschland, wo beinahe 30 % der Erwerbstätigen verheiratet sind, dürfte ein ähnliches Verhältnis bestehen.

Im ganzen meint die Verfasserin jedoch, es müsse »zweifellos eine tatsächliche große Mehrung der eheweiblichen Erwerbsarbeit festgestellt werden«. Da aber in Deutschland zum Beispiel die Ehefrauen in der Industrie nur 4 % der Gesamtarbeit leisten, so liege hier die Ursache nicht in einer volkswirtschaftlichen sondern nur in einer privatwirtschaftlichen Notwendigkeit. Dem läßt sich entgegenhalten, was Gertraud Wolf sonst überall selbst scharf betont, daß nirgends eine Verdrängung von Männern durch Frauenarbeit konstatiert werden kann. Wie klein oder groß also auch die Zahl der Ehefrauen in der Industrie ist, so wären doch auch sie kaum zu ersetzen. Zumal jetzt nach dem Krieg dürfte es um so notwendiger werden ihre Arbeit möglichst voll zu verwerten.

Auch die Untersuchung Dr. Gertraud Wolfs zeigt, wie sie stets hervorhebt, daß die gegenwärtig vorhandenen statistischen Aufnahmen eine wirklich sichere Beurteilung der Entwicklungsrichtung weiblicher Berufsarbeit in vieler Hinsicht noch gar nicht zulassen. Vor allem aber stehen wir eben immer noch im Anfang dieser Entwicklung oder mindestens ihrer interessantesten Probleme. Noch wissen wir nicht, ob der rapide Aufstieg der Frauenberufsarbeit nur Charakteristikum der gegenwärtigen geschichtlichen Periode ist, oder ob sich in ihm eine fortwirkende gesellschaftliche Tendenz äußert, die dann schließlich eine totale Umformung der wirtschaftlichen und kulturellen Struktur des sozialen Organismus in den höchstentwickelten Ländern mit sich bringen müßte. Erst mit der Entscheidung dieser Frage nach einigen Generationen werden auch die Probleme spruchreif werden, die uns Frauen heute so tief beschäftigen.

Eine Studie über die Frauenarbeit in der schweizerischen Industrie veröffentlicht Dr. Hans Kaufmann /Zürich, Rascher/. Der Anteil der Frauen an der gesamten industriellen Arbeit ist nach ihm von 1882 bis 1911 etwas gesunken, und zwar von 48 auf 35,8 %. Einen der Gründe dafür findet der Verfasser in der relativ stärkeren Zunahme der Männerindustrien, wie Maschinenbau usw. 1911 zählte die Statistik rund 211 000 männliche und 117 000 weibliche Fabrikarbeiter, davon über die Hälfte in der Textilindustrie. Ebenso viele, nach manchen Schätzungen noch mehr Arbeiterinnen sind in den Hausindustrien oder als Heimarbeiterinnen beschäftigt. Neben den bekannten Frauenindustrien spielen in der Schweiz vor allem die verschiedenen Stickarbeiten (Maschinen- und Handstickereien), Seiden- und Seidenbandweberei und Uhrenfabrikation eine Rolle. Hier leisten die Frauen indes (außer gewissen Verrichtungen, die eine besonders feine Hand erfordern), wie fast überall in den qualifizierten Männergewerben, nur bestimmte mehr mechanische Nebenarbeiten. Auch an den Handstickmaschinen stellen sie meist nur die sogenannten Fädlerinnen, während die Männer die Maschine bedienen. Im allgemeinen herrscht, besonders in den Fabriken, Mangel an weiblichen Kräften, so daß viele Ausländerinnen (Italienerinnen und Slawinnen) zugezogen werden. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse weichen von den sonst für

Arbeiterinnen üblichen nicht ab; die Löhne schwanken zwischen 1,50 und 3,50 Francs täglich. Sie sind wie überall durchschnittlich sehr viel geringer für Frauen als für Männer im gleichen Gewerbe; doch ist nach dem Verfasser die Art der Tätigkeit für beide Geschlechter auch fast nie die gleiche. Weitaus am besten bezahlt werden bestimmte Heimarbeiterinnenkategorien in der Genfer Bijouterieindustrie. Auch die Schwierigkeit die Frauen zu organisieren ist in der Schweiz ebenso groß wie in allen anderen Ländern. Frauenvereine versuchten in letzter Zeit einen Einfluß auf die Löhne durch Gründung von Käuferligen zu üben. Heimarbeiterschutzgesetze, Tarifämter zur Festsetzung von Minimallöhnen werden gefordert; doch meint der Verfasser, daß vorläufig keine Aussicht auf deren Einführung besteht.

× ×
Kommunale Arbeit Am 19. Oktober stand unter stärkster Beteiligung der Frauen als Hörerinnen in der Berliner Stadtverordnetenversammlung ein Antrag auf Zuzwahl von Frauen in die städtischen Deputationen zur Beratung. Bisher sind sie bekanntlich nur in den Armen- und Schulkommissionen und -deputationen als stimmberechtigte Mitglieder, in der Waisendeputation mit beratender Stimme zugelassen. Über den § 59 der Städteordnung, der die Wahl in städtische Deputationen nur denen zubilligt, die nach § 5 das Bürgerrecht besitzen, haben sich andere Städte praktisch für diesen Fall bereits hinweggesetzt. Das gleiche forderte der sozialdemokratische Redner für Berlin. Sowohl der Magistratsvertreter wie die Redner aller anderen Parteien beharrten dem gegenüber auf dem formalen Standpunkt. Alle erkannten vorbehaltlos die Tüchtigkeit der Frauen auf den einschlägigen Gebieten an und hoben hervor, daß gerade während des Krieges sich die weibliche Mitarbeit noch mehr als sonst bewährt habe; von den Bestimmungen der Städteordnung werde man aber nicht abgehen und deshalb Frauen wohl in eine Anzahl städtischer Deputationen neu hereinwählen können, aber nur mit beratender Stimme. Die Vorlage wurde einem Ausschuß überwiesen.

Immer von neuem muß die Schwerfälligkeit in Erstaunen setzen, die, der stürmischen Entwicklung der Verhältnisse zum Trotz, die gesetzgebenden und Ver-

waltungskörperschaften in der Frage der Mitarbeit der Frau bekunden. Man gewinnt den Eindruck, als sollte durchaus der fruchtlose Versuch gemacht werden sich dem Gang der Ereignisse so lange wie möglich entgegenzustellen.

Das gleiche läßt sich von der Behandlung einer andern Petition, und zwar in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung, sagen. Der Verein Schöneberger Lehrerinnen hatte den Magistrat ersucht beim Minister um Aufhebung der Eheverbotsbestimmungen für Lehrerinnen vorstellig zu werden. Er wies besonders auf die Lage der vielen kriegsgetrauten Lehrerinnen hin, die unter dem jetzigen Gesetz völlig hilflos daständen, falls der Mann fiel. Die Verhandlung fand am 16. Oktober statt. Obgleich die Schöneberger Schuldeputation bereits einmal einen gleichlautenden Antrag angenommen hatte und sich außer den Vertretern der Freien Vereinigung und der Sozialdemokratie ein Fachmann, der Lyzealdirektor Professor Teufer dafür aussprach die Petition wenigstens dem Magistrat als Material zu überweisen, wurde sie bei der Abstimmung rundweg abgelehnt. Professor Teufer hatte ausdrücklich hervorgehoben, wie günstige Erfahrungen während der Kriegszeit mit verheirateten Lehrerinnen gemacht worden seien, und daß auch die Regierung zum mindesten eine **widerruffliche** Anstellung Verheirateter gestatte.

Dagegen hat sich die Stadt Frankfurt am Main erheblich weiter vorgeschritten gezeigt. Dort wurde nämlich eine vermehrte Zuziehung von Frauen für fast sämtliche Zweige der städtischen Verwaltung beschlossen. Für das Jugend-, Bade-, Elektrizitäts-, Friedhofs- und Lebensmittelamt, die Gesundheitskommission, die Krankenhausverwaltung und anderes sollen je 2 Frauen mit beratender Stimme zugezogen werden. In das Jugendamt werden sogar neben den dort bereits amtierenden 2 weiblichen Mitgliedern mit beratender jetzt 2 weitere mit beschließender Stimme gewählt.

× ×
Kurze Chronik Die bekannte Schriftstellerin **Dora Duncker**, eine Enkelin des Gründers des Duncker & Humblotschen Verlags, starb in Berlin am 9. Oktober. Sie stand in ihrem 62. Lebensjahr. Neben zahlreichen anderen Romanen schrieb sie in den letzten Jahren auch mehrere histo-

rische Romane über geschichtlich berühmte Frauen. Ihr letztes Werk gilt George Sand; es erschien einige Tage vor ihrem Tod. × Am 24. September fand eine Konferenz der sozialdemokratischen Funktionärinnen Groß Berlins statt, auf der Genossin Luise Zietz über die Frauenarbeit und ihre Konsequenzen referierte. Zum Schluß wurde eine sehr umfangreiche Resolution angenommen, die die bekannten sozialpolitischen Forderungen des Parteiprogramms über Frauen- und Kinderarbeit, Mutterschutz und Jugendfürsorge wiedergibt. Neue Gesichtspunkte wurden kaum entwickelt. × Der amerikanische Stimmrechtsverband trat für eine Änderung der Bundesverfassung ein, die den Einzelstaaten das Recht nimmt sich der Einführung des Frauenstimmrechts zu widersetzen. Hughes erklärte sich auf Befragen unbedingt, Wilson in etwas gewundenen Wendungen dafür. × Die Zahl der weiblichen Gewerbeaufsichtsbearbeiter in Preußen ist auf 34 erhöht, das heißt um 12 vermehrt worden. × Auf dem englischen Gewerkschaftskongreß in Birmingham wurde auch die Frage der Frauenarbeit behandelt. Die Transportarbeiter wünschten, daß den Frauen aus Gesundheitsrücksichten nach dem Krieg verboten werde Omnibus- und Straßenbahnführerinnen zu werden. × Nach einem Artikel der englischen Schriftstellerin Margaret Hamilton ist jetzt während des Krieges die Dienstbotennot in England außerordentlich gestiegen. In London sei es überhaupt nicht mehr möglich ein sogenanntes Alleinmädchen zu finden. Die hochbezahlte Arbeit in den Kriegsindustrien und die Freiheit in den Fabriken locke sie mehr als die häusliche Tätigkeit. Die Frauen und Töchter des Hauses müßten wohl oder übel nun die Arbeit selbst tun.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Zacharias † Im Alter von 71 Jahren starb in Kiel Professor Otto Zacharias, Begründer und Leiter der biologischen Süßwasserstation zu Plön, gerade an dem Tag, an dem 25 Jahre seit Eröffnung der Plöner Station verflissen waren. In bescheidensten Verhältnissen geboren und für den Schlosserberuf bestimmt, erarbeitete er sich während seiner Lehrlingszeit als vollkommener Autodidakt

die Kenntnisse, die ihn zur Ablegung der Maturität befähigten, und studierte dann bei Leuckardt in Leipzig Zoologie. Nach seiner Promotion lebte er lange Jahre als Privatgelehrter in Hirschberg in Schlesien, bereits ganz ins Studium der Kleinlebewelt benachbarter Seen und Flußläufe vertieft. Seine Forschungen ließen sich so erfolgreich an, daß ihm die Sächsische Akademie der Wissenschaften finanziell zur Seite stand und ihm Reisen durch alle Teile Deutschlands ermöglichte. Im Jahr 1891 rief er mit Unterstützung der preußischen Regierung nach eigenen Plänen die Plöner Station ins Leben; sie war die erste Süßwasserstation auf deutschem Boden und ist noch heute die einzige größere, die bei uns existiert. Hier begann er sich ausschließlich der Arbeit an den zahllosen Problemen zu widmen, die die Kleinlebewelt der Binnengewässer, besonders in ihrer Beziehung zur Teichwirtschaft, dem denkenden Menschen aufgibt. Der Erfolg, der ihn bis dahin begleitet hatte, blieb ihm treu, und so mächtig war die Anregung, die von seinem Unternehmen und seinen Arbeiten ausging, daß an vielen Universitäten ein biologischer Ferienkurs bei Zacharias als notwendig zur vollständigen Ausbildung des künftigen Zoologen erachtet wurde. Später schuf er den Abhandlungen der Süßwasserbiologen auch einen eigenen literarischen Sammelpunkt in dem von ihm herausgegebenen Archiv für Hydrobiologie und Planktonkunde. Ein stattlicher Kreis von Schülern ist bereit das Werk weiterzuführen, das er begonnen hat.

×
 Farbensehen ist nach einer Definition Max Schultzes die Umwandlung derjenigen

Bewegung, auf der das Licht beruht, in eine andere Bewegung, die wir Nerven-erregung, Ganglienerregung, Empfindung nennen. Obgleich jedoch Organe des Lichtsinns, die ihrem Bau nach zu solchen Leistungen imstande sind, im ganzen Tierreich sehr verbreitet sind und in der einfachen Form von Pigmentbechern schon in der Klasse der freischwimmenden Medusen des Meeres gefunden werden; obgleich auch in Darwins geschlechtlicher Zuchtwahltheorie die Voraussetzung des Farbensehens eine nicht unbedeutende Rolle spielt, insofern die bunten Hochzeitskleider der Tiere bei der Geschlechterwahl von entscheidender Bedeutung sein sollen und die Schutzfarbenlehre mit der Möglich-

keit des Farbenunterscheidungsvermögens steht oder fällt, hat es doch auffallend lange gedauert, bis man sich zu Untersuchungen über den Farbensinn der Tiere entschlossen hat. Die Gründe hierfür liegen zu einem nicht geringen Teil darin, daß es in nachdarwinscher Zeit auf gar manchem Gebiet der Biologie nur eine geringe Zusammenarbeit zwischen reinen Theoretikern und tätigen Forschern gegeben hat. Jeder ging seinen eigenen Weg, und es waren besonders die um die Kenntnis der Organleistungen bemühten Physiologen, die mit ziemlicher Geringschätzung auf die so scharf im Rennen liegenden Theoretiker des Entwicklungsgedankens heruntersahen; jedenfalls bezogen sie die Anregungen für ihre Problemstellungen nicht von da drüben. Erst als es im Darwinismus da und dort bedenklich zu wackeln begann, wurden die Physiologen auf die überaus große Zahl von Fällen aufmerksam, in denen (an grundsätzlich entscheidenden Stellen des Darwinschen Gedankengebäudes) mit bestimmten Voraussetzungen über die faktischen Leistungen dieser und jener Organe gearbeitet wird. Man bemerkte auch, daß diese Voraussetzungen sich auf wirklich begründete Tatsachen ja gar nicht stützen konnten, und daß da völliges Neuland noch erst zu erobern sei.

Auch die Forschungen über das Farbensehen der Tiere empfangen ihre Anregung von der Erkenntnis, daß zwischen dem Wissen um die wirklichen Leistungen der Lichtsinnesorgane und dem, was über ihre Leistungen in der Lehre von der Bedeutung der Blumenfarben für den Insektenbesuch, der Schutzfarben- und geschlechtlichen Zuchtwahltheorie behauptet war, ein arges Mißverhältnis bestehe. Trotzdem blieb der rechte Erfolg zunächst aus, weil jene paar Biologen, die ausgerüstet mit dem nötigen Wissen hier anzugreifen versuchten, vor der scheinbaren Unüberwindlichkeit der technischen Schwierigkeiten bald wieder die Segel strichen und sich bequemerer Gegenden zuwandten. Erst Carl von Heß, gegenwärtig Professor der Augenheilkunde in München, ging mit gesammelter Kraft gegen die zähe Materie vor und ist im Lauf von 10 Jahren, in denen er von den Stachelhäutern, Würmern und Krebsen bis zu den Wirbeltieren alle Klassen des Tierreichs durchforschte, zur Aufstellung bestimmter Thesen gelangt, die unter Benutzung der Heß-

schen Vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns /Jena, Gustav Fischer/ und verschiedener neueren, teils in physiologischen teils in ophthalmologischen Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten im folgenden kurz zusammengestellt werden sollen.

Die Säugetiere, Vögel, Reptilien und Amphibien, sagt er, verhalten sich hinsichtlich ihrer Sehqualitäten entweder ganz wie der normale Mensch oder doch annähernd wie dieser. Dieses annähernd soll heißen, daß bei manchen von ihnen, und zwar besonders bei Tagvögeln und Reptilien, eine beträchtliche Einschränkung der Sichtbarkeit des Spektrums am blauen Ende besteht; sie drückt sich darin aus, daß blaue und dunkelvioletle Gegenstände (Futterstücke), die der Mensch noch gut wahrnimmt, für diese Tiere bereits im Unsichtbaren liegen, während nach der Seite des Rot hin das Spektrum gleichzeitig verlängert erscheint. „Sie stehen“, sagt Heß, „der Welt der Farben gegenüber wie wir, wenn wir unsere Augen mit rotgelben Gläsern bewaffnen.“ Tatsächlich haben die genannten Tiere solche Brillen auf; sie bestehen in gelben und orangefarbenen Ölkugeln, die den Sehzellen der Regenbogenhaut eingelagert sind; die blauen und violetten Strahlen des Tageslichts werden von ihnen verschluckt und dadurch aus der Welt ausgetilgt. Dagegen verhielten sich alle bisher untersuchten Fische und Wirbellosen einschließlich der Insekten so wie total farbenblinde Menschen. Sie sehen, heißt das, überhaupt keine Farben sondern nehmen nur noch Helligkeitswerte wahr. Insoweit zwei Farben also verschiedenen Helligkeitswert besitzen, werden diese Tiere imstande sein auch sie als verschieden zu empfinden. Zum Beispiel wird sich ein für unser Auge schön roter Gegenstand von einem grünen für sie deutlich abheben; denn auch dem total farbenblinden Menschen erscheint ein rotes Ding tief dunkel, fast schwarz, ein grünes hellgrau, fast weiß. Er wird infolgedessen aus einer Kollektion roter und grüner Gegenstände die roten richtig auswählen können, indem er nach den für sein Empfinden dunkelsten Gebilden greift. Mischt man aber auch noch dunkelgraue oder schwarze Gegenstände darunter, so hebt er sie ebenso gewissenhaft auf wie die roten, weil er von ihnen die gleiche Helligkeitsempfindung empfängt. Genau in dieser Art soll es nach Heß um den Farbensinn der Seeigel, Würmer, Krebse,

Weichtiere, Tintenfische, aller Insekten und Fische bestellt sein.

Durch diese Feststellungen von Heß hätte die Schmuckfarbenlehre, deren Spezialität es ist mit dem Schmuckwert der Farben und Farbennuancen zu rechnen, ohne Zweifel einen tödlichen Stoß erhalten, falls gar keine Bedenken aufgenommen konnten, daß die Angaben von Heß in allen Teilen richtig und unter einwandfreien Versuchsbedingungen gewonnen seien. Das scheint nun aber nicht durchaus der Fall zu sein. Denn im 116. Band der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie veröffentlicht *Erna Hahn* eine Arbeit, die sich unter Anwendung der von Heß bekanntgegebenen Versuchsbedingungen mit einer Nachprüfung seiner Studien an Hühnern befaßt, und die zu dem Ergebnis kommt, daß diese Tagvögel nur darum den Eindruck der Blau- und Violettblindheit gemacht hätten, weil Heß ihnen nicht Zeit gelassen habe sich an das ungewohnte blaue und violette Futter zu gewöhnen. Füttere man die Tiere eine Zeitlang mit blau- oder violettgefärbtem Reis, bis sie das nötige Vertrauen zu dieser Nahrung gewonnen hätten, und lege ihnen dann in einer Dunkelkammer weißen Reis vor, der abteilungsweise mit allen Farben des Spektrums bestrahlt sei, so würden die im Blauen und Violetten liegenden Körner nicht mehr verschmätzt, wie in den Versuchen von Heß, sondern ebenso sicher wie die andersfarbigen aufgepickt. Auch hätten die Ölkugeln in den Sehzellen durchaus nicht die Funktion, die Heß ihnen zuschreibe, und kämen in viel mannigfacheren Farbennuancen, als Heß angebe, vor. Das sind freilich zwei starke Einwände, die auch die Heßschen Versuche an wirbellosen Tieren nicht unberührt lassen und das ganze Gebäude wieder ins Wanken bringen, nachdem es kaum unter Dach gebracht ist. Auch von seiten anderer Biologen sind bereits scharfe Einwendungen gegen seine Theorie von der totalen Farbenblindheit der Insekten, besonders der Bienen, erhoben worden, und gerade aus neuester Zeit liegen Arbeiten *K. von Frischs* und *F. W. Fröhlichers* vor, die auf experimentellem Weg zu einer, meinem Gefühl nach, überzeugenden Widerlegung der Heßschen Schlüsse hingeführt haben. So scheint abermals alles in Fluß zu sein und dringend weiterer Forschungen zu bedürfen.

×

×

Kurze Chronik Der Privatdozent für Zoologie an der Universität Berlin *Dr. Richard Lachmann* ist, 31 Jahre alt, bei den letzten Kämpfen auf dem Schlachtfeld gefallen. × In Leyden starb im Alter von 62 Jahren Professor *G. J. Vosmaer*, Inhaber des Lehrstuhls für Zoologie und Anatomie an der dortigen Universität. × Die Philosophische Fakultät der Universität Berlin stellte folgende zoologische Preisaufgabe: »Es ist die Haut von solchen Fischen, welche gelegentlich das Wasser verlassen, wie Periophthalmus, Anabas und andere, histologisch zu untersuchen.« × In der Akademie der Wissenschaften in Wien wurde von Professor *Pöchl* der erste Bericht über die von der dortigen Anthropologischen Gesellschaft in den österreichischen Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien vorgelegt. Es handelt sich um genau durchgeführte anthropologische Messungen und Gipsmodellenaufnahmen an 2304 Personen, unter denen außer Groß- und Kleinrussen, Letten und Litauern auch die Stämme der Baschkiren, Tataren, Nogaier, Mischeren, Esten, Wotjaken, Tschuwaschen, Awaren, Grusinier und Armenier vertreten sind. Auch ihre Sprachen, Dialekte, Volkslieder und Musikproduktionen wurden phonographisch gesammelt, von ihren Tänzen und gewerblichen Verrichtungen kinematographische Aufnahmen gemacht. In Deutschland werden ähnliche Untersuchungen durchgeführt. × Eine in der Zeitschrift für angewandte Entomologie veröffentlichte Arbeit von *Albrecht Hase* beschäftigt sich eingehend mit der Fliegenplage in Russisch Polen, den Versuchen der Heeresverwaltung zu ihrer Bekämpfung und dem Erfolg der Abwehrmaßregeln. × Der Professor für Physiologie an der Universität Zürich *Justus Gaule* ist von seinem Lehramt zurückgetreten. Er geht nach Amerika. × Als Nachfolger *Gaupps*, der nach *Breslau* ging, hat der außerordentliche Professor *Dr. Johannes Sobotta* in Würzburg den Lehrstuhl für Anatomie an der Universität Königsberg übernommen. × Auf den Lehrstuhl für Tierzucht an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hannover ist Professor *Dr. K. Kronacher*, bisher in München-Weihenstephan, berufen worden. × *Dr. Wilhelm Lubosch*, Stabsarzt im Feld, wurde zum außerordentlichen Professor für topographische Anatomie in Würzburg ernannt.

× Dr. E. von Brücke in Leipzig hat die Berufung auf den Lehrstuhl für Physiologie nach Innsbruck angenommen.

×
Literatur

Ein sehr anregendes Buch über den Schlaf der Tiere hat der Basler Zoologieprofessor Friedrich Zschokke kürzlich erscheinen lassen /Basel, Schwabe/. Er packt die Erscheinung von der biologischen Seite an, indem er mit einer lebendigen Schilderung der Gewohnheiten der geselligen Schläfer beginnt, dann nach einander über die Lagerbereitung, den Schlafstoffwechsel, die Tag- und Nachtkleider Bericht erstattet und unser spärliches Wissen über die Träume der Tiere anreicht. Es folgen Betrachtungen über den Eintrocknungsschlaf und die Sommerstarre. Nahezu die ganze zweite Hälfte des Buches nimmt eine ausführliche Darstellung des Winterschlafs der Kalt- und Warmblüter ein, wobei außer den physiologischen Vorgängen bei diesen Tieren auch die Schlafstätten behandelt werden. Zschokke erregt nirgends Widerspruch und erfreut durch ausgezeichnete Beherrschung und sorgfältige gedankliche Durcharbeitung der Materie. × Im Verlag von Teubner in Leipzig ist die 2. Auflage von W. M. Davis' und G. Brauns Grundzügen der Physiko-geographie herausgekommen. Das Buch sucht jeder Art von wissenschaftlicher Geographie dadurch eine Grundlage zu schaffen, daß es eine genaue Darstellung der geologischen, atmosphärischen, meteorologischen und sonstigen physikalischen Zustände der Erde gibt, wobei Festland und Meer gleich eingehend behandelt werden. Da nun aber beim Reichtum des Stoffes in der 1. Auflage der in die deutschen Verhältnisse einführende Teil des eigentlich englischen Werkes über der allgemeinen Morphologie zu kurz gekommen war, ist die neue Auflage in 2 Bände aufgerissen worden, von denen vorläufig der 2. vorliegt. Er behandelt in besonderer Bearbeitung von G. Braun die spezielle Morphologie der Landformen, von denen Ebenen und Plateaus, Berge und Gebirge, Vulkane, Täler, Wüsten und Steppen, ferner die Landschaften des polnahen und feuchtheißen Klimas sowie die Küstenformen in eigenen Kapiteln zusammengefaßt und mit gewaltiger Sachkenntnis in ihren Schicksalen verfolgt werden. Das Buch ist sehr sorgfältig illustriert und mit besonders vielen Diagrammen der behandelten

Landschaftsbildungen versehen. Gewiß ist es eines der besten Exkursionsbücher, die man sich denken kann. × Die Jugend- und Hausbücherei Heim und Herd /Lahr, Schauenburg/ hat in ihrem 9. Band unter dem Titel Freud und Leid im Reich der Tiere eine Anzahl der schönsten Tiergeschichten von Reinick und Schönaich-Carolath mit Märchen von Andersen und Grimm und Gedichten von Hebel zu einem hübschen Lesebuch für Kinder aller Altersstufen zusammengestellt. × Aus einem Zyklus von Vorlesungen vor Hörern aller Fakultäten ist eine gemeinverständliche Einführung in die Sexualbiologie hervorgegangen, die Professor H. Boruttau unter dem Titel Fortpflanzung und Geschlechtsunterschiede des Menschen in der Teubnerschen Sammlung aus Natur und Geisteswelt hat erscheinen lassen. Das gut illustrierte Buch schließt mit einer Betrachtung über die soziale Bedeutung der Geschlechtskrankheiten und die Bestrebungen moderner Eugenik. × Dem gleichen Zweck sucht eine Broschüre des Oberstabsarztes Dr. Adolf Zöllner zu dienen, die der Verlag von Otto Gmelin in München als 39. Heft seiner Sammlung Der Arzt als Erzieher unter dem Titel Das Wechselspiel der Geschlechter im Dienste der Fortpflanzung herausgibt. Die Darstellung der Fortpflanzungsformen bei Urwesen und Pflanzen ist im Hinblick auf die Absichten des Buches das geschlechtliche Denken und Fühlen der Jugend in natürliche Bahnen zu lenken und den Menschen wieder willig zur Fortpflanzung zu machen wohl etwas zu breit geraten, auch wird die schädliche Wirkung der Inzucht (siehe diese Rundschau, 1916, 1. Band, pag. 456 ff.) allzu hoch eingeschätzt, da dem Verfasser die neueren Arbeiten auf diesem Gebiet entgangen zu sein scheinen. × Professor C. Jakob in Tübingen, dessen eifriger Propaganda für die Heranziehung der Flechten als Nähr- und Futtermittel in dieser Rundschau wie in der Rundschau Landwirtschaft (1915, 3. Band, pag. 1029, und 1916, 1. Band, pag. 244) schon gedacht worden ist, hat eine kleine Schrift Weitere Beiträge zur Verwertung der Flechten /Tübingen, Mohr/ erscheinen lassen, die in überaus fesselnder Weise Anleitung zum Sammeln dieser Gebilde gibt sowie Anweisung zur Herstellung von Futter aus Rentierflechten und zur Bereitung von Speisen aus Isländischem Moos erteilt. Interessenten sei die Schrift sehr empfohlen.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Oppenheimers Wertlehre »Mit diesem Buche hoffe ich die beiden Probleme des Tauscherts und des Profits völlig gelöst zu haben«, schreibt Franz Oppenheimer in dem Vorwort zu seiner neuen Publikation Wert und Kapitalprofit, Neubegründung der objektiven Wertlehre /Jena, Gustav Fischer/.

Und die Ankündigung wird noch spannender durch die Erklärung, daß diese Arbeit dem revisionistischen Flügel der deutschen Sozialdemokratie, dessen Praxis vorerst der Theorie ermangle, »die fehlende Theorie darbieten«, ihm »den Weg bahnen helfen« will »zur Mitarbeit am Aufbau des Vaterlandes und des zerfleischten Europa«. So anerkanntenswert es ist, daß Oppenheimer, seit er Mitglied, und ein hervorragend erfolgreiches Mitglied des Lehrkörpers der Berliner Universität geworden ist, seine alten, entschieden demokratischen und sozialpolitischen Tendenzen unverwässert beibehalten hat und nach wie vor mit einer vielfach an den Sozialismus gemahnenden Schärfe den Ausbeutungscharakter des kapitalistischen Systems hervorhebt, so wenig lassen sich leider auf der andern Seite Anzeichen einer Fortentwicklung zu größerer theoretischer Klarheit in seinem neuen Werk konstatieren.

Oppenheimer geht bei der Betrachtung ökonomischer Zusammenhänge, um deren systematisches Verständnis es sich bei einer Kritik des modernen Kapitalismus und seiner künftigen Entwicklungsmöglichkeiten handelt, wie ich bei Besprechung seiner Schrift Die soziale Frage und der Sozialismus in dieser Rundschau (1912, 3. Band, pag. 1321 ff.) noch einmal resümierend nachgewiesen habe, nicht von der Analyse der gegebenen Gesellschaft als einer allgemein warenproduzierenden aus sondern von einem eingebildeten, offenkundig in sich selber widerspruchsvollen Idealbegriff der freien Konkurrenz, nach dessen Muster er die gegebene Wirtschaftsweise durch bloße Beseitigung des Großgrundbesitzes, als der angeblich letzten und einzigen Quelle aller ökonomischen Ungerechtigkeiten, ummodellieren möchte. Wenn dieser Störenfried entfernt ist, so muß die wunderkräftige Panazee der freien Konkurrenz nach seinen immer wiederholten Versicherungen zu einem Zustand allgemeiner Harmonie führen, in dem Ausbeutung von vornherein unmöglich ist und jede Ar-

beit den ihr gebührenden Lohn empfängt. Eine Utopie, die in ihrer unbegreiflichen Einseitigkeit etwa auf gleicher Rangstufe mit dem gelegentlich auch einmal aufgetauchten Vorschlag steht die soziale Frage allein durch immer weiteren Ausbau der Konsumgenossenschaften und Einbeziehung aller Produktion in diese zu lösen. Es ist klar, daß jede irgendwie höher entwickelte, Kooperation in den Betrieben einschließende; dabei prinzipiell, wie Oppenheimer es will, auf Privateigentum gegründete Warenproduktion den Gegensatz von großen Geldbesitzern, die zugleich Eigentümer der Produktion sind, und von im Taglohn für den Betrieb gemieteten Lohnarbeitern voraussetzt; ebenso klar ist es, daß die Preise der im Betrieb erzeugten Waren außer dem Kostpreis der pro Stück verbrauchten Produktionsmittel und dem Geldaufwand für die pro Stück aufgewandte Lohnarbeit auf Stück verrechnet einen Stückgewinn enthalten müssen, und daß der jährliche Gesamtgewinn für Betriebe, die Waren gleicher Art erzeugen, je nach der jährlich im Betrieb erzeugten Stückmenge, die wieder von der Zahl der beschäftigten Arbeiter und damit der Größe des im Betrieb investierten Kapitals abhängt, tendenziell variieren muß. Und daraus folgt, daß dieser Umstand, der offenbar mit der geringern oder größern, vom Unternehmer im Betriebe geleisteten Berufsarbeit, dem sogenannten Unternehmerlohn, gar nichts zu tun hat, den jährlichen Gewinn von vornherein zu einem dem aufgewandten Kapital korrespondierenden, das heißt zu einem Kapitaleinkommen, zu einem Gewinn aus Eigentum stempelt; und ferner, daß an diesem Grundverhältnis (und damit weiter natürlich auch an den verschiedenen Formen des aus Kapitalsverleihung fließenden, von vornherein ohne jede Beimischung arbeitsfreien Zinseinkommens) durch einen staatlichen Ankauf des Großgrundbesitzes und dessen Verpachtung an kleinbäuerliche Kolonisten in der Industrie nichts geändert wird, daß vielmehr auch nach einer solchen Maßnahme die freie Konkurrenz den Klassengegensatz und das arbeitsfreie Einkommen, den Tribut, den die Arbeit in der warenproduzierenden Gesellschaft an den Besitz zu entrichten hat, prinzipiell bestehen läßt. Aber eben diese Selbstverständlichkeiten will Oppenheimer nicht sehen.

Versteift man sich darauf den Tatbestand, daß eine Minderheit von Be-

sitzenden kraft ihres Eigentums die Macht besitzt die Arbeit anderer sich tributpflichtig zu machen, also sich ein von der eigenen Arbeitsleistung unabhängiges Einkommen zu verschaffen, ein Monopol zu nennen, so wäre es pedantisch dagegen etwas einzuwenden. Aber eine solche Bezeichnung wird zur Quelle schlimmsten Wirrwarrs, sobald sich mit ihr, wie bei Oppenheimer, der Nebensinn verbindet, daß jene Monopol genannten Eigentumsverhältnisse, die der entwickelten privatwirtschaftlichen Warenproduktion als solcher immanent sind, durch bloße Aufhebung des dem Großgrundbesitzer zustehenden sogenannten Bodenmonopols aufgehoben und so das dritte Reich einer freien Konkurrenz, in der alles Einkommen bloßes Arbeitseinkommen ist, inauguriert werden könne. Die Polemik, mit der Oppenheimer diese einfache Konstatierung der seiner ganzen Theorie zugrundeliegenden Quidproquos in den Sozialistischen Monatsheften (1913, 2. Band, pag. 951 ff.) beantwortete, brachte alles mögliche, darunter die Beschwerde, daß ich auf seine Marxkritik nicht eingegangen sei, glitt aber, wie ich in der Replik feststellen mußte, über die entscheidenden Punkte einfach hinweg.

Das neue Buch potenziert im Anschluß an seine 1911 veröffentlichte Theorie der reinen und politischen Ökonomie (siehe diese Rundschau, 1911, 1. Band, pag. 276 ff.) den fundamentalen Wirrwarr noch. Jene, dem Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt, nachkonstruierte, schlechterdings undenkbare Fata morgana einer warenproduzierenden Gesellschaft, in der die freie Konkurrenz nicht mehr im Rahmen von Klassengegensätzen sich bewegt sondern jedem nach seiner persönlichen Arbeitsleistung ein verdientes Arbeitseinkommen spendet, wird da als Argument zur Ableitung einer neuen Werttheorie benutzt, die die von der Grenznutzlehre auf diesem Gebiet produzierten Nebelgebilde an Dunkelheit noch übertrifft. Die »objektivistischen« Wertlehren, die die Warenpreise in einem Zirkelschluß aus den Produktionskosten oder, ohne solchen Zirkel, wie die Marxsche aus den Arbeitsgrößen der Waren erklären wollen, ebenso wie die »subjektivistischen« Wertlehren jener Grenznutzschule hätten, hebt Oppenheimer mit Recht hervor, allesamt zu keinem in sich widerspruchsfreien und befriedigenden Resultat geführt. Und dieses Resultat soll nun erreicht werden auf der Basis einer

Theorie der Statik oder des Gleichgewichtszustandes, dem die Preise bei Unterstellung jener freien Konkurrenz Oppenheimerscher Erfindung zustreben müßten. In einer warenproduzierenden Gesellschaft zustreben müßten, über deren Produktionsverhältnisse und Produktionsweise der Verfasser uns dabei in absolutem Dunkel läßt. So fehlt von vornherein auch bereits die elementarste Vorbedingung zu einer methodischen Nachprüfung der hier weiter entwickelten Doktrinen. Man erfährt nur, daß bei einer solchen Konstruktion »kein irgendwie geartetes natürliches oder rechtliches Monopol existiert und alle Produzenten völlig gleich qualifiziert« sind. Dann, heißt es weiter, »arbeiten offenbar alle Produzenten gleich lange, denn ihr Fleiß ist als gleich angenommen, und ebenso offenbar sind in der Statik alle Einkommen gleich groß, und zwar unabhängig davon, was für Produkte der Produzent zu Markte bringt, ob Dienste oder Güter, ob Pianos oder Zahnstocher, Automobile oder Zinnsoldaten, oder ob Maurerarbeitstage oder ärztliche Konsultationen.« Der Leser, der der Meinung war, daß zur Fabrikation von Pianos, Automobilen unter anderem auch Fabriken und Fabrikbesitzer und zu einem Kauf solcher Dinge Leute gehören, die ein Vielfaches des auf den Kopf der arbeitenden Bevölkerung entfallenden Durchschnittseinkommens beziehen, fragt sich vergebens, was der Verfasser bei solchen Sprüngen seiner Phantasie sich eigentlich gedacht hat. Es zeigt sich da frappant, wie das anschauliche Vorstellen, die erste Vorbedingung für jede Möglichkeit des weitern Deduzierens, hier völlig ausgelöscht ist und so die Argumentation, bei allem Aufwand logischer Terminologie, ganz steuerlos dahertreibt. Eine geordnete Reproduktion der Art und Weise, in der die sogenannte Neubegründung einer objektiven Wertlehre auf solcher Grundlage und dann gar die Ableitung der Profitregulierung daraus erfolgt, läßt sich daher von vornherein nicht geben. Schritt für Schritt stößt man auf neue Überraschungen. So will der Autor den Zirkelschluß, an dem die Ableitung der Preise aus den Produktionskosten laboriert, dadurch umgehen, daß er in jener seiner Konstruktion die Preise aus dem »Einkommen«, das dort für alle gleich sei, als einer konstant bleibenden Größe erklärt. Den Einwand aber, daß doch das Einkommen nicht anders als die Produktionskosten und

Warenpreise selber sich als ein Geldbetrag von jeweils bestimmter Größe darstellt, pariert er mit der erstaunlichen Versicherung: »Einkommen . . . ist nicht Tauschwert sondern Gebrauchswert. Unter *Einkommen* versteht alle gute Theorie eine reale Menge von Gütern und *Diensten*, die zur Verwendung (Konsum) bestimmt sind. Was aber der Verwendung dient, ist nicht mehr Ware und hat nicht mehr Tauschwert sondern nur noch Gebrauchswert, Ophelimität. . . Auch hier müssen wir durch den Schleier der Maja zu blicken lernen. Das Einkommen eines primitiven Jägers ist das Wild, das seine Arbeit, und das Korn und Hausvieh, das seiner Weiber Arbeit beschafft.« Überhaupt, es ist für Oppenheimers Art bezeichnend, daß er jeder ökonomischen Kategorie ihre charakteristische, scharf umrissene Bestimmtheit, die ein begriffliches Operieren mit ihr allererst möglich macht, abstreift. So sind Waren bei ihm nicht etwa zum Zweck des Verkaufs produzierte Güter, deren Preisbildung im Marktverkehr besonderen Gesetzen unterliegt, sondern jede persönliche Dienstleistung, für die die Betreffenden Geldbeträge als Entgelt beziehen, verwandelt sich für ihn ganz ebenso in ein »Produkt«, in »Ware«, und der dafür ausgezahlte Geldbetrag in einen Warenpreis; wobei dann folgerecht die Arbeiter nicht mehr als Verkäufer respektive als Vermieter ihrer Arbeitskraft, wie bei Marx, sondern als Eigentümer und Verkäufer der »Ware Arbeitsleistung« erscheinen. Eine Prozedur der Umtaufe, der er in seiner Widerlegung der Marxschen Theorie grundstürzende Bedeutung beimißt. Leser, die probieren wollen, ob sich im Labyrinth dieser objektiven Wertbegründung (die übrigens zuletzt beim Resultat landet, daß sich die Warenpreise im Rahmen jener Oppenheimerschen freien Konkurrenzwirtschaft dem Marxschen Wertgesetz entsprechend regeln) nicht doch ein Ariadnefaden finden lasse, müssen auf die Lektüre des Buches selbst verwiesen werden. Zum Schluß nur noch einige kurze Worte über Oppenheimers Marxkritik, deren Übergehung er mir, wie gesagt, in seiner Polemik zum Vorwurf machte. Sie kehrt hier unverbessert wieder und geht an der wirklich prinzipiellen Auseinandersetzung mit Marx' Methode ebenso vorbei, wie seine Konstruktion der freien Konkurrenzwirtschaft der Frage, wie er sich denn eigentlich die

Produktionsweise als das Verhältnis von Betriebseigentümer und Produzent in einer solchen Wirtschaft überhaupt denkt, in weitem Bogen ausweicht. Daß jene Marxsche Theorie im 3. Band des Kapitals bei dem Versuch das Phänomen der tendenziell gleichen Durchschnittsprofitrate in den verschiedenen Branchen kapitalistischer Volkswirtschaft zu erklären auf Widersprüche führt, bedeutet nach seiner Meinung nur einen kleinen »Schönheitsfehler«. Statt in der Kritik von diesem wirklichen und zweifellosen Widerspruch auszugehen, der unausweichlich auf die Notwendigkeit einer völligen Umbildung der Marxschen Methode und ihres Ausgangspunkts, des sogenannten Wertgesetzes, hinweist, führt er einen donquichottischen Windmühlenkampf gegen einen bei Marx selber gar nicht vorhandenen Widerspruch. Die Marxsche Beweisführung fußt auf der Unterstellung, daß der Tauschwert und damit die Preise der Waren im gesellschaftlichen Austauschverkehr durch das Wertgesetz, als ein Gesetz, nach dem der Warenaustausch tendenziell ein Austausch von Waren gleicher Arbeitsgröße sein muß, bestimmt würden. Und sie erbringt (wie anfechtbar diese Hypothese aus anderen Gründen auch sein mag) jedenfalls den völlig klaren Nachweis, daß zwischen ihr und dem Arbeitsvertrag, durch den der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft gezwungen ist für seinen Brotherrn Mehrarbeit zu leisten, Mehrwert zu produzieren, kein Widerspruch besteht. Denn menschliche Arbeit, die Waren produziert, doch selber kein Produkt ist, kann als Nichtprodukt unmöglich selber Ware, wertbestimmte Ware sein. Die Ware, die der Arbeiter dem Kapitalisten verkauft, das heißt, die er ihm im Tagelohn auf Zeit für Tagesfrist verkauft, pro Tag vermietet, ist vielmehr seine Arbeitskraft, und der Wert dieser mit der leiblichen Existenz des Arbeiters gegebenen Arbeitskraft kann sich, in Analogie zum Wertgesetz der Waren, natürlich nicht nach der täglichen Arbeitsleistung des Arbeiters im Produktionsbetrieb sondern nur nach den auf den Tag berechneten Produktions- und Unterhaltskosten der Arbeitskraft, daß heißt den zur Existenzfristung des Arbeiters selbst erheischenden Kosten bestimmen. Die Tatsache, daß Lohnarbeit in kapitalistischen Betrieben Mehrwert produziert, rührt also, das ist die Pointe, nicht daher, daß die Arbeit Ware, und zwar eine unter ihrem Wert

bezahlte Ware, ist, sondern daher, daß der Kapitalist die von ihm auf Zeit gekaufte, pro Tag gemietete Ware Arbeitskraft in deren Mietspreis (dem Taglohn) in Analogie zum Wertgesetz, zu ihrem vollen Wert bezahlt, dabei aber den Arbeiter zwingt über das ihm in seinem Reallohn zugewiesene, eine bestimmte Arbeitsmenge repräsentierende Warenquantum hinaus mehr Arbeit zu leisten. Wenn irgendwo, tritt hier die Marxsche Deduktion in ganz geschlossener, einwandfreier Form auf. Doch für Oppenheimer hat Marx umsonst erklärt, daß, was er Wert nennt, nur eine Eigenschaft von Waren, in denen menschliche Arbeit verkörpert ist, nicht aber eine Eigenschaft der warenproduzierenden Arbeit ist, die niemals selber Ware sein kann. Sein Widerleger weiß es besser und liefert, indem er den Marxschen Wert, also die in den Waren verkörperte Arbeitszeit, deren gegenseitiges Größenverhältnis den Tauschwert und den Preis der Waren regelt, mit jenem unbestimmten, zwischen Gebrauchswert und Tauschwert hin und her schillernden Etwas, das er selber Wert nennt, durcheinanderwirft, seine Widerlegung. Wenn Marx den Wert des Produkts (das heißt der Ware) der darin enthaltenen Arbeitszeit gleichsetze, so sei das eine Formel, die ebenso vor- wie rückwärts gelesen werden könne. »Wir erhalten«, fährt Oppenheimer fort, »durch einfache Konversion [!] dann den folgenden [!] Ausdruck: Wert der Arbeitszeit gleich ihrem Produkt. Danach müßte der Lohn des Arbeiters in seinem unverkürzten Produkt . . . bestehen.« Diese famose Konversion setzt an Stelle einer wirklichen Umkehrung der Gleichung (die natürlich nur lauten könnte: Wenn der Wert der produzierten Waren gleich der in den Waren enthaltenen Arbeitszeit ist, ist die in den Waren enthaltene Arbeitszeit gleich dem Wert der Waren) etwas völlig anderes. Eine Verdrehung, die implizite darauf hinausläuft, daß die beim Warenproduzieren wertschaffende Arbeit, die niemals selber eine wertbestimmte Ware sein kann, auf Grund des Marxschen Wertgesetzes selber trotzdem als eine solche gelten müsse! So wird dem großen Denker der Prozeß gemacht, und das so entstehende Gedankengemengsel, das die Arbeit als Wertding in die Welt der Waren einrangiert, als bahnbrechend-positiver Fortschritt auf dem Weg theoretisch-ökonomischer Erkenntnis proklamiert.

Zur Ergänzung dieses Bildes einer völli-

gen Verwirrung aller Maßstäbe sei endlich noch erwähnt, daß Oppenheimer die Böhm-Bawerksche Erklärung des Leihzinses aus einer verschiedenen Wertung zukünftiger und gegenwärtiger Güter, eine Erklärung, die wie eine gelungene Selbstparodie der Grenznutzlehre anmutet, zwar ablehnend kritisiert, ihr aber dabei die Zensur ausstellt, sie sei »unendlich geistreich und außerordentlich verführerisch«.

× **Kriegspublikationen** In der Jäckhschen Sammlung Weltkultur und Weltpolitik /München, F.

Bruckmann/ erschien ein Schriftchen des Baseler Philosophieprofessors Karl Joel, das den heute fast provozierend klingenden Titel Die Vernunft in der Geschichte trägt. Der Verdacht eines Kriegsdithyrambus bestätigt sich zum Glück nicht. Der Autor spricht mit Schrecken von dem Schrecklichen. Aber hinter allem Furchtbaren, das die Geschichte zeitigt, vollziehe sich, so tröstet er, ein Fortgang des menschlichen Geschlechts zu immer neuen Ordnungen und Bindungen, in denen sich die geistige Freiheit reicher stets entfalten müsse. In phantasievoll gehobener Sprache wird das schillernd unbestimmte, in dieser Unbestimmtheit so verheißungsvoll anmutende Evangelium der Hegelschen Geschichtsphilosophie erneuert, zu dem übrigens die Spencersche Entwicklungslehre, die im Gesellschaftsleben wie überall die Tendenzen sich steigender Differenzierung und Integrierung am Werk sieht, eine Art naturalistischer Ergänzung bildet. Gewiß, das Spiel, in dem die Lebensformen sich zu immer kunstvolleren Gebilden komplizieren, kann des Beschauers Geist mit staunender Bewunderung erfüllen. Aber der Trost, der für die Menschen als mithandelnde Akteure des Schauspiels herauspringt, ist, wenn sich bei zunehmender Kompliziertheit das Elend immer neu gebiert, nicht allzu überzeugend. Jener Rousseausche Zweifel an der Zivilisation läßt sich, wenn man den Maßstab nicht einer metaphysisch konstruierten mitleids- und gefühllosen Weltvernunft sondern den menschlichen Vernunft und menschlichen Bedürfnis anlegt, nicht leicht beschwichtigen.

× **Kurze Chronik** Die Preisaufgabe der Mewissenstiftung »Die Rheinprovinz unter der preußischen Verwaltung von 1815 bis zum Erlaß der Verfassungsurkunde

wird wiederholt, sobald der Friede in Aussicht ist, da eine Bearbeitung bisher nicht einging. Ebenso ist die Ausschreibung zweier neuer Preisaufgaben, über die Agrargeschichte des Niederrheins und über die Wirtschaftspolitik der rheinischen Territorien seit dem Ausgang des Mittelalters, bis zum Friedensschluß verschoben worden. X Zum Nachfolger Tönnies', der das Ordinariat der Staatswissenschaften an der Kieler Universität niedergelegt hat, ist Professor Dr. Richard Passow von der Technischen Hochschule Aachen ernannt worden.

KUNST

Musik / Friedrich Schwarz

Gernsheim † Mit Friedrich Gernsheim, der im September in Berlin starb, ist der deutschen Musikwelt ein feiner Meister verloren gegangen. Er war keiner von den ganz Großen, der in besonderer Eigenart seine Wege ging und neue Bahnen eröffnete, aber wie nicht leicht ein zweiter beherrschte er Form und Stil. Er hatte Beethoven und Brahms in sich aufgenommen und schuf aus dem Geist der klassischen Meister. Dabei war seine Tonsprache nicht etwa formal antikisierend sondern stets von warmer, lebensvoller Empfindung erfüllt. Seine Werke sind von einer edlen Gemessenheit, und was ihnen an Originalität und kraftvoller Wesensbetontheit fehlen mag, ersetzen sie durch natürlichen Fluß der Gedanken und Wahrheit des Ausdrucks. Man wird bei Gernsheim nichts Geschraubtes, Gespreiztes finden, seine Werke spiegeln in hohem Grad seine aufrechte, gütige Persönlichkeit wider. Gernsheim ist am 17. Juli 1839 in Worms geboren. Früh schon trat die hohe Begabung des Knaben zutage. Mit 13 Jahren kam er an das Leipziger Konservatorium, wo er bis 1855 verblieb. Von hier ging er nach Paris. Einige Jahre später ist er Lehrer der Theoriefächer in Saarbrücken. Hier erhält er eine Berufung als Klavier- und Kompositionslehrer an das Kölner Konservatorium. 1874 wird er Direktor der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Rotterdam. Er bleibt dort bis 1890, und siedelt dann dauernd nach Berlin über. Bis zum Jahr 1904 ist er Direktor des Sternschen Gesangvereins und Lehrer am Sternschen Konservatorium. 1897 wurde er in den Senat der Königlichen Akademie der Künste

berufen. Von größeren Chorwerken Gernsheims sind zu nennen: Salamis, Odins Meeresritt, Nornenlied, Hafis, Das Grab im Busento, Agrippina. Bedeutendes hat Gernsheim auf dem Gebiet der Kammermusik, geschaffen; seine Streichquartette, Trios, Violinsonaten haben bleibenden Wert. Erwähnt seien auch seine stimmungsvollen Lieder.

X
Battke † Am 4. Oktober starb in Berlin der bekannte Musikpädagoge Max Battke im Alter von 53 Jahren nach einer Operation. Battke ist am 15. September 1863 zu Schiffus bei Wandlacken in Ostpreußen geboren. Er besuchte die Königliche Hochschule für Musik in Berlin und die Akademische Meisterschule. Seine pädagogische Tätigkeit begann er als Lehrer am Sternschen Konservatorium. Sein Hauptgebiet war der Unterricht im Ziergesang. Er hatte eine eigene Methode seinen Schülern die Geheimnisse des Bel canto beizubringen; viele, die später sehr berühmt wurden, sind aus seiner Schule hervorgegangen. Auch als Chordirigent hat er Bedeutendes geleistet. Er gründete den Mozartchor, mit dem er populäre Oratorienaufführungen in Berlin veranstaltete. 1901 eröffnete er ein Seminar für Musik, das er 1910 zu einer Lehranstalt insbesondere für den Schulgesang umgestaltete. Im Verein damit rief er einen Lautenchor ins Leben, der seinen Zweck verschollene Lautengesänge wieder zum Leben zu erwecken aufs glücklichste erfüllte. Für diesen Chor schrieb er auch eine Reihe von Chorkompositionen, die bald sehr bekannt wurden. 1902 gründete er einen Verband für Jugendkonzerte. Battke ist der Verfasser vieler musikpädagogischer Schriften, von denen vor allem die Neue Primavistamethode weiteste Verbreitung gefunden hat.

X
Dresdener Kreuzchor Auf ein 700jähriges Bestehen kann der Dresdener Kreuzchor zurückblicken.

Bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts reicht die Geschichte dieses kirchlichen Chors, der die täglichen Messen in der Kreuzkapelle (der spätern Wallfahrtskirche) und in der Liebfrauenkirche zu besorgen hatte. Ihm war die Kreuzschule angegliedert, die die Ausbildung der Ministranten und der Kirchensänger übernahm. Zur Reformationszeit wurde sie in eine lateinische Stadtschule umgewandelt. Hauptziele der Schule waren die Ausbildung in der Gesangskunst und

die Pflege der klassischen Sprachen. Theodor Körner, Richard Wagner, Karl Gutzkow gehörten unter anderen zu ihren Zöglingen. Der Kreuzchor wurde neben den kirchlichen Verrichtungen auch zu mannigfachen weltlichen Zwecken verwendet; bei Kindtaufen, Festlichkeiten, zu den alten Schulkomödien. Ein volles Jahrhundert, von 1717 bis 1817, wurde der Chor auch noch im Dresdener Hoftheater verwendet, bis Carl Maria von Weber den jetzigen Hofoperchor gründete. Der Kreuzchor ist neben dem Leipziger Thomaschor der einzige Gymnasialalumnchor, der noch aus dem Mittelalter erhalten ist. Alumnus der Kreuzschule waren: Carl Heinrich Graun (der Gründer der Berliner Königlichen Oper und Kapellmeister Friedrichs des Großen), Joh. Adam Hiller (Thomaskantor, Gründer der Leipziger Gewandhauskonzerte), Professor Dr. Hermann Kretzschmar (Direktor der Königlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin), Staatsminister Schuricht und viele andere. Von den früheren Kreuzkantoren seien erwähnt: G. A. Homilius (Schüler Bachs), Th. Weinlig (Lehrer Richard Wagners), Julius Otto. Gegenwärtiger Kreuzkantor ist Professor Otto Richter. Max Bruch widmete dem Chor zu seinem Jubiläum eine Komposition im Himmelreich.

× ×
Kurze Chronik Der junge Dresdener Komponist Johannes Schmiegen ist auf dem Kriegsschauplatz gefallen. Sein letztes und größtes Werk, das er im Feld vollendet und den gefallenen Helden gewidmet hat, ist ein Requiem Das Hohe Lied vom Tode. × Der Komponist Max Wogritsch, ist, wie jetzt erst bekannt wurde, im Alter von 66 Jahren in New York gestorben. Er war in Hermannstadt in Siebenbürgen geboren, lebte zunächst in Italien, siedelte später nach Deutschland, dann nach Amerika über und errang sich schließlich eine angesehene Stellung im New Yorker Musikleben. Die bekannteste seiner Opern ist Buddha. Außerdem hat er unter anderm eine Musik zu Wildenbruchs Liedern des Euripides, ein Klavierkonzert in E-Moll und ein Violinkonzert geschrieben. Pädagogisch hat sich Wogritsch durch eine Neuauflage von Clementis Gradus ad Parnassum betätigt. × Der Musikgelehrte Rudolf Wustmann ist am 15. August in Bühlau gestorben. × In Leipzig starb

der Musikforscher und Sammler Josef Liebeskind im Alter von 50 Jahren. Namentlich um Neuauflagen der Werke Glucks und Haydns hat er sich verdient gemacht. × Mit Ablauf dieses Jahres erlischt das Urheberrecht der Werke Franz Liszts, der bekanntlich am 31. Juli 1886 starb. × Mit einer geschichtlichen Untersuchung über das chinesische Orchester bis zum 17. Jahrhundert promovierte in Leipzig der chinesische Musikgelehrte Hsiao Jiu-Mei. × Anlässlich ihres 125jährigen Bestehens (siehe diese Rundschau, 1916, 2. Band, pag. 718 f.) hat die Berliner Singakademie beschlossen eine Stiftung zu begründen, mit deren Erträgen wirtschaftlich schwächeren Chorvereinen die Aufführung großer gemischter Chorwerke mit Orchester ermöglicht werden soll. × Zur Förderung ihrer wirtschaftlichen und künstlerischen Interessen haben sich die Musiker der skandinavischen Länder zu einer Nordischen Musikerunion zusammengeschlossen.

× ×
Literatur Nicht dem blinden Zufall verdankte Mozart seine Operntexte. Es vollendete sich vielmehr auch hier die Bestimmung des Genius. Wir sehen heute in diesen Dingen vieles anders als unsere Eltern und Großeltern. An die Stelle sorglos hingennommener Möglichkeiten für die Musik, des Librettos, tritt ein vertieftes Verlangen das, was hinter dem Sinnesindruck steht, zu erfassen. Die immer aufs neue verjüngende Macht der himmlischen Eingebungen dieser Musik reißt uns genau so stark mit sich wie eßedem die, die vor uns waren. Wir empfinden diese höchste Naivität wie sonst mit stets bereiter Lust. Aber das Werk steht heute zu groß vor uns als daß wir es in bloßer Genußfreude aufnehmen könnten. Wir fühlen die wahren Dinge, wir sehen die Symbole Gottes und der Menschen in den scheinbar so leicht vorüberzanzenden Figuren, dem leichtfertig-melancholischen Grafen, der alles verstehenden und mild verzeihenden Gräfin, dem Cherubin, in dem schon das Menschen-schicksal zu keimen beginnt, der Susanne, die das Leben nimmt wie es ist, um doch schließlich in tiefster Sehnsucht nur das zu wünschen, was ihm den Inhalt gibt, dem Figaro selbst, diesem Gemisch aus Seele, Trotz und Buffonerie. Wir entdecken den Sinn des Lebens im Spiel der Sänger und Sängerin-

nen, all der graziösen Pagen und Knaben. Wir treten in Don Juan vor den höchsten Richter, auf Selbstverantwortung gestellt. Höchstes Mysterium wird uns die Zaubrerflöte. Des Kassendirektors Schikaneder bunte Harmlosigkeiten enthüllen uns die tiefe Weisheit Ägyptens, in der einst ein Moses aufwuchs, und die uns aus ferner Vergangenheit ein fernes Zukunftsland des Geistes zeigt. Der Gesang der Geharnischten trennt die Berufenen von den Erdenmenschen und gibt ihnen eine Ahnung der Erhabenheit, die nicht aus dem Diesseits stammt. Alles das fühlen wir, wie der einzelne sich dann auch dies oder jenes deuten mag. Hermann Cohen hat jetzt den Versuch gemacht dies Gefühl der höchsten Vollendung in ein System zu bringen, die geheimen Ursachen und Zusammenhänge der kostbaren Operngebäude bloßzulegen (Die dramatische Idee in Mozarts Operntexten /Berlin, Bruno Cassirer/). Wir folgen den Ausführungen des von uns als ethische Persönlichkeit verehrten Philosophen mit höchstem Interesse. Ob wir überzeugt werden, das freilich hängt von der innern Übereinstimmung des Fühlens, nicht von der logischen Argumentation ab. Denn das Denken vermag nicht in seine Formen zu fassen, was Intuition, aus Urgründen quellend, aufgezeichnet hat. Mozart baut aus Tönen eine Welt, die beständiger ist als die wirkliche. Durch furchtbare Kriege zeigt sie ihr ewiges Antlitz, das stets anders scheint und stets das selbe ist. Sie wird die Zeitlichkeit überdauern, denn sie kommt aus dem Zeitlosen.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Industriebauten Dem oberflächlichen Betrachter mag es scheinen, als ob die Bautätigkeit nach und nach gänzlich ins Stocken geraten wäre. Öffentliche Bauten, die man in den Jahren vor dem Krieg vielleicht etwas zu üppig emporschießen sah (man denke einmal an die Rathausbauten, in denen die Kommunen sich anscheinend nicht genug tun konnten), werden nicht mehr in Angriff genommen. Der Mietshausbau ruht völlig. Die Leute an der Peripherie der großen Städte, die noch ein bißchen Grün vor den Augen haben, brauchen nicht mehr zu befürchten, daß morgen oder übermorgen die benachbarte Parzelle ausgehoben werde. Im

Gegenteil, immer lauter werden die Befürchtungen über die anscheinend unausbleibliche Wohnungsnot nach dem Krieg. Auch jener begüterte Mittelstand, der nach einem halben Leben voller Arbeit so weit war sich mit einem Eigenhaus im Vorort anzusiedeln zu können, ist jetzt nicht in der Lage solche Absichten zu verwirklichen. Kapital, Materialien und Arbeitskräfte fehlen. Trotzdem zeigt die Statistik, daß im Baugewerbe eine Arbeitslosigkeit zurzeit nicht besteht. Das ist in erster Linie den Einberufungen, auch dem mannigfachen Berufswechsel zuzuschreiben. Die aber übrigbleiben, sind vollauf beschäftigt. Es wird nämlich gebaut, mit ziemlichem Eifer sogar gebaut, aber abseits von unserm gewöhnlichen Blickfeld: in den Industriebezirken. Fast überall, wo man hinsieht, sind da von erfolgreichen Gesellschaften Erweiterungen, Vergrößerungen und Neugründungen im Gang, die gewaltige Massen umbauten Raumes erfordern. Und in sehr vielen Fällen ist man dabei über das Stadium der Projekte längst hinaus. Dieser Expansionsdrang zeigt sich nicht nur in den Betrieben, die Munition herstellen oder sonst, wie etwa die Stickstoff- oder Süßstoffgesellschaften, durch den Krieg erst zu einer Entwicklung gekommen sind.

Die psychologischen Ursachen dieses Baubedarfs sind nur zum Teil offensichtlich. Einmal ist die Beanspruchung der Werke, die Kriegsmaterial direkt oder indirekt herstellen, so groß und noch immer steigend, daß Erweiterungen fortlaufend notwendig werden. Aber damit allein ist die Erklärung für diese Baulust (und man kann von einer Baulust in der Industrie reden) nicht gegeben. Treibende Kraft dürfte wohl auch die Menge des jetzt flüssigen Kapitals sein, das man arbeiten lassen möchte, das man vielleicht auch vor Zugriffen der an sich nicht schlecht verdienenden Aktionäre und etwa auch des mit Kriegsgewinnsteuern drohenden Fiskus den Gesellschaften zu erhalten bestrebt ist, und das gewissermaßen in Bauten, die später doch einmal notwendig werden, sichergestellt wird. Endlich mag die Tendenz wirken sich jetzt in der Zeit der sehr guten Konjunktur auf die Friedensverhältnisse zu rüsten, die, nachdem eine große Zahl Fabrikate in der ganzen Welt aufgebraucht sein werden, demjenigen, der am frühesten und im größten Umfang die Friedensarbeit aufzunehmen in der Lage ist,

noch ganz besondere Konjunkturgewinne verheißen. All das wirkt als Antrieb zusammen und reizt die Industrie zu einer beträchtlichen Bautätigkeit an. Hinzu kommt, daß nach der Lage des Wohnungsmarkts und den mit jedem Kriegsmonat, in dem wie bisher auf dem Gebiet der Kleinwohnungsfürsorge nichts geschieht, sich verschlechternden Wohnaussichten für die arbeitende Bevölkerung für die Industrie eine Arbeiterwohnungsnot immer bedrohlicher am Horizont auftaucht, der zu begeisterten weiterblickende Unternehmer jetzt schon versuchen. Wenn auch über die Arbeits- und Arbeiterverhältnisse nach dem Krieg noch Unklarheit herrscht, so gibt es doch der Industrien genug, deren große Unternehmen besorgen, sie könnten durch Arbeitermangel in der Ausnutzung der Marktverhältnisse behindert sein. So tritt die Wohnungsbereitstellung als Mittel zur Beschaffung und Selbsthaftmachung eines festen Arbeiterstamms mehr und mehr in den Vordergrund, und aus dem in beträchtlichem Maß bereiten Kapital entstehen Siedelungsprojekte von nicht unbedeutendem Umfang. Wobei, wie festzustellen ist, auf Her- und Fertigstellung dieser Siedelungen gedrängt wird. Auch eine gewisse Geneigtheit Luxusbauten zu planen ist unverkennbar. Verwaltungsgebäude großen und sehr großen Stils, die nach außen hin von der Prosperität der Unternehmungen Zeugnis ablegen, werden in Aussicht genommen. Und auch mit diesen Bauvorhaben wird, soweit es die Verhältnisse irgend zulassen, keineswegs bis zur Beendigung des Krieges gewartet. Daß die gut verdienenden Industrieherrn auch privatim einen größeren Wohnluxus erstreben, daß sie sich unter beträchtlichem Aufwand Wohnungen einrichten und Eigenhäuser bauen lassen, ist nur eine Ergänzung dieses Gesamtbilds. Für unsere architektonische Zukunft, für das Aussehen unserer Stadt- und Industriebezirke ist die Frage von größter Wichtigkeit, wie die Industrie baut, ob es wieder im Gründerstil der siebziger Jahre geschehen wird, oder ob die Entwicklung bereits so weit gediehen ist, daß auf ein annehmbares Niveau gerechnet werden kann. Befürchtungen sind nicht ganz von der Hand zu weisen. Es ist zu bedenken, wie ungleichartig und traditionslos diese neue Auftraggeberschicht an ihre Riesenaufgaben herantritt. Es ist weiter zu bedenken, daß ein großer Teil der künstlerischen

Architektenschaft jetzt im Feld steht, und daß selbst bei allergrößten Projekten mitunter sehr merkwürdige Gesichtspunkte ausschlaggebend sind. Einige Pläne lassen schon erkennen, daß das erstrebte Niveau trotz allen Ansätzen noch lange nicht genügend gefestigt ist, um vor unangenehmen Überraschungen zu sichern. Hoffentlich bleibt es bei vereinzelt Ausnahmen. Eine zweite Gründerarchitektur kann Deutschland unmöglich noch einmal ertragen.

X

Amtl.
Drucksachen

In dem Plakat, den Mitteilungen des Vereins der Plakatreunde, der durch

die vorbildliche typographische Ausstattung seiner Zeitschrift sich ein Recht erworben hat in typographischen Dingen die mahnende Stimme zu erheben, werden in einer Betrachtung über die Drucksachen der Lebensmittelversorgung von Heinrich Inheim unsere Lebensmittelkarten einer Kritik unterzogen, der, wie nicht weiter auseinandergesetzt zu werden braucht, diese neuesten Dokumente amtlicher Typographie nicht standzuhalten vermögen. Die Brotkarte, die ja das Muster für alle weiteren Lebensmittelkarten geworden ist, besonders die Berliner Karte, ist in der Tat eines der unglücklichsten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst, das einem seit langem vor die Augen gekommen ist. Die Schnelligkeit, mit der vielleicht bei der Einführung gearbeitet werden mußte, entschuldigt gewiß nicht die Wahl einer so schlechten Type, die an kalligraphischen Qualitäten weit hinter dem zurücksteht, was doch heute schon in der Mehrzahl der deutschen Schriftgießereien das Übliche geworden ist. Auch die typographische Anordnung, ob man das Mittelstück, die Mehlmarken oder die kleineren Abschnitte betrachtet, ist in höchstem Maß anfechtbar. Man hat den Eindruck, als ob ohne großes Besinnen der Entwurf einer geringwertigen Druckerei angenommen worden wäre. Ganz zu schweigen von den praktischen Bedenken, die sich mit Recht mit der Zahl und dem Umfang der von den Magistraten weiter ausgegebenen Karten vergrößern mußten. In jenem Aufsatz wird auf ein für die Benutzer zweifellos sehr praktisches Markenheftensystem verwiesen, das von einem Herrn Gauß ausgearbeitet und den Behörden angeboten worden ist. Die typographische Anordnung dieser Heftchen sowie der Marken, die von einem Graphi-

ker, dem in Stuttgart lebenden Schweizer Jean Morier, besorgt wurde, macht nach dem Urteil der Zeitschrift einen »günstigen Eindruck«. Doch ganz gleich, welches System bevorzugt wird, dem deutschen Buchgewerbe, das mit bemerkenswertem Eifer auf Qualität sich einzustellen bemüht ist, hätte man diesen Schlag ins Gesicht nicht auch noch versetzen dürfen, nachdem gerade während des Krieges in so vielen amtlichen Drucksachen den Massen schlechte und allerschlechteste Druckware vor die Augen gebracht worden ist. Über das Aussehen der Kriegsanleihestücke, der Darlehnskassenscheine, der neuen Marken (siehe auch diese Rundschau, 1916, 2. Band, pag. 933 f.), der behördlichen Verfügungen ist ja unter denen, die Qualität im Druckwerk verlangen, ein allgemeines Klagen.

Daß es anders geht und daß solche Klagen nicht ungehört zu verhallen brauchen, beweist die Drucksachenpropaganda für die letzte Kriegsanleihe. Die Vorstellungen über das Aussehen der früheren Anzeigen, Anschläge usw. scheinen da die maßgebenden Stellen veranlaßt zu haben sich für die Formgebung einen anerkannten Reklamegraphiker heranzuziehen. So wurde für die fünfte Kriegsanleihe zu nicht geringer Überraschung mit typographisch und geschmacklich ganz ausgezeichneten Drucksachen geworben, die den Namen Lucian Bernhard trugen.

Leipzig: Deutsche Bucherei X
 Zu den Leipziger Riesengebäuden, dem Hauptbahnhof und dem Völkerschlachtdenkmal, gesellt sich als dritter jetzt der Neubau der Deutschen Bucherei, der, was bemerkt werden will, fast ganz während des Krieges aufgeführt worden ist. Die Grundlage dem deutschen Schrifttum eine Zentralbibliothek zu schaffen, die sämtliche Bucherscheinungen von der Gründung, vom 1. Januar 1913 an, enthält, dürfte zur Genüge bekannt sein (siehe die Rundschau Geistige Bewegung, 1913, 2. Band, pag. 630 ff., und 1915, 2. Band, pag. 775 f.). Es galt einen Bau zu schaffen, der für diese Riesenmenge bedruckten Papiers geeigneten Raum bietet und für den absehbaren Zuwachs erweiterungsfähig ist. Einstweilen ist auf 25 Jahre, für 1 230 000 Bände vorgesorgt. Der Bauplatz von etwa 16 000 Quadratmeter im Zug der Straße des 18. Oktobers ist von der Stadt

Leipzig zur Verfügung gestellt worden. Erbauer des Hauses war der Dresdener Architekt Pusch. Über den Bau schreibt Alfred Georg Hartmann: »Die Kunst selbst kommt wenig zum Wort. Alles ist die Technik, die ganz auf den Bibliothekszweck eingestellte Technik. Nicht nur in der Innenausstattung, wo immer mit wenig Mitteln sehr angenehme Wirkungen erreicht werden, sondern namentlich auch in dem, was den Apparat des Büchereiwesens selbst ausmacht, wo keine Möglichkeit ungenutzt blieb. Und wie es innen ist, so ist es außen. Der Bau als solcher wird niemals als ein besonders kunstvoller Bau eine Rolle spielen (man kann ein halbes Dutzend Architekten an den Fingern abzählen, die es besser gemacht hätten), aber, weil man in ihm alles das niedergelegt hat, was die Erfahrung auf den verschiedenen Gebieten gezeitigt, kam schließlich etwas zustande, dem man als Kraftprobe ordnender Arbeit seinen Beifall spenden muß.«

Kurze Chronik Gegen die Helden-
 hainidee Willy Langes
 wendet sich eine Kundgebung der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst. Es wird mit Recht geltend gemacht, daß die 400 Quadratmeter Bodenraum, die jede dieser Eichen erfordern würde, für die Ansiedlung eines Kriegers ausreichend wäre, und es wird gefordert den Boden lieber für derlei soziale Siedelungen aufzuwenden. Die Marionetten des Paul Brann statten, wie in dieser Rundschau bereits gemeldet wurde, Berlin wieder einmal einen Besuch ab. Unwirklichkeit, die dem Sinn des Seins so phantastisch nahekommt, agiert an den Fäden, die hier die Welt bedeuten. Pankok hat den mimenden Puppen den Rahmen geschaffen. Der Raum, der ihm in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten zur Verfügung stand, ist nicht besonders günstig, ist in gewissem Sinn auch unbewältigt geblieben. Ein berückendes Spiel ist der Bühnenrahmen, der wie eine Miniatur aus einer orientalischen Handschrift wirkt. Zwischen Rankenwerk aus Gold und farbigen Einlagen, hingeschrieben mit der Kalligraphie eines östlichen Illuminators, schwebt das Spiel. Eine gestickte Architektur, die das Leben der Marionetten in eine neue, reizvolle Illusion hebt.